Schlägel

Vom Fels zum Meer.

Erster Band.

Vom Fels zum Meer.

Erzählungen

von

Max von Schlägel.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1874.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Band.

Zweiter Band.

Seite

Ein entfesselter Dämon (Fortsetzung).

Dritter Band.

Der steinerne Maler.

Vierter Band.

Seite

Das Marmorbild im Palazzo Doro.

Strada d'Allemagna.

Eine deutsche Königsfamilie im Süden.

Mein Töchterlein und ich waren nach dem warmen Süden gezogen, um uns von den Strapazen des Krieges und vom Keuchhusten zu erholen, und waren eben im Begriff, in dem Städtchen Riva am Gardasee Frühlingsquartiere zu nehmen, als ich hörte, daß vor einigen Tagen der König und die Königin von Sachsen vierzehn Zimmer des dortigen Hotels „zur Sonne" belegt hätten und in einigen Tagen eintreffen würden.

Ich sah im Geiste bereits ein Dutzend Karossen von Mori herab die Ufer des Gardasees entlang rasseln, ich dachte mir das greise Herrscherpaar, wie es, abgespannt von der Reise, mit müdem, erzwungenem Lächeln der Menge dankte, die mit dem Hut in der Hand in den Straßen der Stadt stand und gar keine Ahnung davon zu haben schien, welche Qual die

vielen Leute sind, wenn man müde ist und allein zu sein wünscht.

Und ich entschloß mich, in dem nahegelegenen Fischerdorf Torbole mein Wanderzelt aufzuschlagen.

Eines Tages rannten die Einwohner schreiend durcheinander, die österreichischen und italienischen Zollbeamten stürzten ihre Galaröcke zuknöpfend in's Freie.

Il rè di Sassonia! hieß es.

Der König von Sachsen! In der That fuhr eine Post die steile Straße von Nago herab, durch die schmutzigen Ruinen des Grenzdorfs. Freundlich lächelnd grüßte nach rechts und links ein mildes Greisenpaar — dann kamen noch zwei Wagen mit Herren in Civil und der Dienerschaft — und dann war's aus.

Von den neun übrigen Kaleschen, von den Vorreitern und Staffetten, von all' dem Herrscherglanz und Pomp, den ich im Geiste gesehen und — sogar ein wenig gefürchtet, kam nichts und es reute mich schon etwas, das armselige Dorf dem immerhin behäbigeren Riva vorgezogen zu haben.

Doch man findet schließlich eine Entschuldigung für alle Thorheiten, die man gemacht, und

auch ich tröstete mich mit der herrlichen Fernsicht über den See, die viel schöner ist als in Riva, von der ich aber leider lange nichts sah, denn es regnete mehrere Wochen hindurch so anhaltend, daß sogar ein Theil von Riva durch einen angeschwollenen Gießbach überschwemmt wurde.

Endlich hörte der niederdrückende Siroccalregen auf, der dunkelblaue Himmel zeigte sich zwischen den jagenden Wolken und über Nacht bedeckte sich die Campagna, die gestern erst einen grünen Schimmer gezeigt, mit Laub und Gräsern.

Rasch, um diesen warmen Blick des erwachenden Frühlings voll und ganz auszunützen und den herrlichen See in seiner ganzen Ausdehnung zu überblicken, stieg ich die Kunststraße empor nach Nago, einem Bergdorf in der Schlucht zwischen Monte Stivo und Monte Baldo, und weiter gen Loppio zu. —

Es ist ein wunderbarer Weg von Nago nach Loppio. Die tollste Verwüstung, welche die Schöpferlaune der Natur hervorzubringen vermag, und eine wuchernde Vegetation, welche Geröll und todte Steinmassen mit lachendem Grün bekleidet. Dazu die schmelzenden Stimmen von wohl einem Dutzend Nachtigallen, welche in

den Oliven saßen und deren Schlag von den rothen Felswänden zehnfach zurückgeworfen wurde.

Da hörte ich einen näherkommenden Wagen. Es war derselbe, der den König Johann und seine königliche Gemahlin von Mori nach Riva geführt hatte. Der Wagen kam von Loppio, wohin ich wollte. Nur das greise Herrscherpaar saß darin. Freundlich dankte die Königin dem Gruße des einsamen Wanderers, König Johann schaute regungslos vor sich hin auf die Schneegipfel des Monte Baldo und die schroffen Zacken von Giumella, die hinter Riva emporsteigen. Den See sah man von hier aus nicht, wohl aber das Dorf Pregasena, welches auf einer dreitausend Fuß hohen, fast senkrechten Felswand am andern Ufer liegt. Ein leichter blauer Dunst lag zwischen den weißglänzenden Häusern von Pregasena und den phantastischen Ruinen des Kastell Penede, wie verwachsen mit dem schartigen, dünnen Felsrücken der „Laste", auf dem es steht. Jener leichte Dunst ist der Gardasee, der vielbesungene Benacus, dessen Reize und Gefahren schon in den Liedern Virgil's und des Catullus klingen.

Und weiter fuhr der königliche Wagen durch

die Wüste von Steinen, Oliven und Reben, ringsum hauchte das Münzkraut betäubenden Duft, fernher schwang sich das Aveläuten wimmernd durch die Luft, und tief unter den Füßen des einsamen Wanderers lag der tiefgrüne Loppiosee mit seinen Steininseln und verschlungenen Wasserwegen, kein Kahn furchte seinen Spiegel, nur einzeln standen Trauerweiden und Oliven an seinen schmalen Ufern — ein tieftrauriges Bild, wie es Der würdig zu erfassen vermag, der niedergestiegen ist in die dunkelleuchtenden Tiefen von Dante's Seele.

Als ich nach Hause kam, war Jubel und Bewegung im Fischerdorf. Der König hatte ansagen lassen, daß er an einem der nächsten Tage den reizend gelegenen Garten des Herrn Giuliani in Augenschein nehmen werde. Bald traf ich mit dem Besitzer des Gartens selbst zusammen, einem liebenswürdigen, gefälligen Mann, welchem ich trotz meines kurzen Aufenthalts bereits verpflichtet war. Herr Giuliani war auf das Freudigste erregt; er erzählte mir von einem früheren Aufenthalte eines Königs von Sachsen in dortiger Gegend, wie der König damals den höchsten Gipfel des Monte Baldo erstiegen und in der Flora des Landes fast so gut Bescheid

wußte, als der ihn begleitende italienische Professor der Botanik.

„Bei König Johann brauche ich nicht deutsch zu radbrechen," sagte Herr Giuliani, — „denn er kennt unsere Sprache von Grund aus."

Am nächsten Tage kam der König nicht. Vergeblich harrten Herr Giuliani und Familie in Frack und Seide — auch eine Anzahl Seidenwürmer war bereit, denn Ihre Majestät hatte den Wunsch ausgedrückt, die verschiedenen Altersstufen dieser nützlichen Thiere kennen zu lernen.

Es war eine große Enttäuschung, als die Sonne hinter dem Monte Pregasena hinabgesunken und die königlichen Gäste nicht gekommen waren. Dieselben bildeten jedoch das Gesprächsthema des Abends.

Es freute die Italiener, daß das königliche Ehepaar täglich die mit einem Altarbild Guido Reni's geschmückte Minoritenkirche in Riva besuchte, es wurde mit Humor aufgenommen, daß ein Generaladjutant als getreuer Verwalter geschickt und energisch die wälschen Ausbeutungsversuche parirte. Die Italiener dortiger Gegend, welche so sehr die äußere Pracht lieben und so oft auf Kosten des inneren Werthes, konnten

sich gar nicht erholen von ihrem Staunen über die Einfachheit des königlichen Haushalts, über das anspruchslose Benehmen Ihrer Majestäten, über den schlichten, herzlichen Verkehr, den sie mit einzelnen österreichischen Offizieren und Honoratioren Rivas pflogen, über die Güte, mit der König Johann das Urlaubsverlängerungsgesuch eines sich in Riva aufhaltenden sächsischen Lieutenants eigenhändig erledigte.

Ich wäre am nächsten Tage gern in Torbole geblieben. Aber ein unaufschiebbares Geschäft rief mich nach Riva.

Bei meiner Rückkunft nach Torbole fand ich bereits Herrn Giuliani, der mich in tiefster Bewegung erwartete.

„Der König ist bei mir gewesen,“ sagte Herr Giuliani mit zitternder Stimme, — „ich hätte nicht geglaubt, in meinen alten Tagen noch zu einer solchen Ehre berufen zu sein. Alles hat er sich angesehen in meinem armseligen Häuschen und Garten. Die meisten von den Blumen, die ich ihm zeigte, hat er selbst in Dresden — o er ist so freundlich — meine ganze Familie mußte ich ihm vorstellen, ‚ich will sie Alle sehen‘, sagte er — er sprach wirklich viel besser italienisch als ich, nur Ihre Majestät,

obwohl ihr unsere Sprache geläufig war, gab zu, daß sie sich in der deutschen Conversation heimischer fühle. Der König sagte, daß er in den nächsten Tagen verreisen werde — über Peschiera nach Mailand und Stresa am Lago maggiore — er scheide ungern, denn er habe in hiesiger Gegend einige ruhige, glückliche Wochen zugebracht. Und denken Sie sich" — schloß Herr Giuliani begeistert — „der König hat von meinem Vino santo getrunken, ein ganzes Glas, und die Königin zwei!" ...

Ich stand sinnend vor dem Glücklichen und fragte dann, ob Herr Giuliani nicht wisse, wann der König reise.

„Am siebenten, wie ich höre!" antwortete der gastfreundliche Mann.

„Dann reise ich am sechsten — Sie wissen ja, ich will nach Venedig und da muß ich auch über Peschiera ..."

„Aber warum reisen Sie denn nicht mit dem Dampfer des Königs? Ihre Majestäten sind die Leutseligkeit in Person ... sie werden sich freuen, Deutsche in ihrer Nähe zu haben."

„Mein lieber Herr!" antwortete ich bedächtig, „darüber habe ich meine eigenen Ansichten.

Wenn dem König der Anblick des deutschen Angesichts unentbehrlich gewesen wäre, so würde er jedenfalls zu Hause geblieben sein. Die Leute, die er wollte und brauchte, hat er sich mitgenommen — von den anderen ist es daher nichts als eine ganz natürliche Bescheidenheit, wenn sie sich nicht lästig in den Vordergrund drängen."

„Ihr seid sonderbare Käuze, ihr Deutschen," — lachte Herr Giuliani — „wenn der König Sie nicht will, wird er einfach nicht mit Ihnen reden." —

Ich blieb unerschütterlich. — Es war in der Morgendämmerung des sechsten Mai, da wurde mein Gepäck und meine Tochter in eine der Fischerbarken getragen, welche im Hafen von Torbole lagen, ich selber nahm mit Würde den Platz am Steuer ein und die Fischer griffen zu den Rudern, um noch bei Zeiten das in Riva liegende Dampfboot zu erreichen.

Da tauchten am Hafendamm schattenhafte Gestalten auf, und die Aufforderung zum Halten klang mir zehnfach in deutscher und italienischer Sprache entgegen.

Die Fischer erklärten, daß man halten müsse, wenn man nicht eine hohe Geldstrafe wagen wolle.

Mein Töchterlein fing zu weinen an.

„Aber wir wollen ja nur nach Riva nach dem Dampfschiff! Und dort wird ja das Gepäck revidirt," betheuerte ich.

Nichts da! Kein Mensch könne wissen, ob ich nach Riva oder sofort über die Grenze fahre. Das Gepäck müsse auch in Torbole untersucht werden ...

„Aber dann wird es zu spät für den Dampfer!" ...

Ich erhielt die tröstliche Versicherung, daß seit einem Monat das Dampfschiff täglich fahre.

„Aber..."

Ich hatte sagen wollen: Morgen fährt ja der König. Aber ich dachte noch zur rechten Zeit daran, daß mich das vielleicht einem neuen ungerechtfertigten Verdacht aussetzen würde, und kommandirte zur Umkehr.

Ich, meine Koffer und mein Töchterlein wurden wieder ausgeladen.

Gegen Mittag traf Herr Giuliani mit mir zusammen. Er hatte offenbar von dem Unfall gehört, denn er lächelte ganz seltsam.

„Nun, wann reisen wir?"

„Uebermorgen!"

„Uebermorgen? Aber da reist ja der König!"

„Der König? Sie sagten ja doch morgen?“ —

„Die Abreise ist um einen Tag verschoben worden.“

Ich athmete tief auf.

„Gut, dann reisen wir morgen — wir nehmen den Einspänner und die Ochsen des Wirths.“ —

„Ich habe gestern vergessen, Ihnen mitzutheilen, daß Ihre Majestät sich sehr für Mineralogie interessirt und die Steine, die meine Kinder an der Sarca gefunden und aufbewahrt haben, sehr hübsch fand. Ich habe sie alle in eine Kiste gepackt und dem Generaladjutanten zur Verfügung Ihrer Majestät zugestellt.“

„Und die internationale Zollwache hat sie nicht aufgehalten?“

„Nein.“

„Das wundert mich.“

„Also morgen?“

„Morgen!“

„Verstößt es auch gegen Ihre Anschauungen, auf all' die Unannehmlichkeiten eine Flasche von dem Wein mit mir zu trinken, der den Majestäten so gut geschmeckt hat?“

„Wenn wir damit die Gesundheit derselben trinken — nein!“

Und wir setzten uns auf die Terrasse und schauten hinunter in die durchsichtige azurblaue Fluth und neben uns blühten die Rosen und rauschten die Blätter von Oleanderbäumen auf Stämmen, wie man sie bei uns nicht kennt.

Am andern Tag machten sich die Ochsen des Wirths, der Einspänner des Müllers mit mir und meinen Habseligkeiten auf den Weg, um auf der Landstraße ohne zollamtliche Plackerei den Dampfer zu erreichen. Es war ein sonderbarer Zug und erregte sogar das Lächeln der ernsten Rivanesen, welche sonst auf alle Sonderbarkeiten der Fremden nur mit tiefen Verbeugungen und langen Rechnungen zu antworten pflegen.

Der Knecht des Wirths trieb seine Ochsen zu schnellerem Schritt, der weiße Müllerbursche, dessen Berührung mein Töchterlein deutlich am dunklen Kleide trug, tauschte mit den herumlungernden, mit rothem Fez geschmückten Barcajuolen witzige Bemerkungen aus, wenigstens lachten sie darüber und mir kam es vor, als lachten sie auch über mich.

So bogen wir um die Ecke der Piazza Benacense, dem von Arkaden umgebenen Hafenplatz.

Da schrak ich plötzlich zusammen . . .

Die Ochsen waren mitten unter das königliche Reisegepäck gefahren, welches eben eingeschifft wurde.

Und um den Dampfer standen die ersten Beamten der Stadt in Uniform, die Kommandanten der Garnison in Gala und halb Riva hatte sich versammelt, um das königliche Ehepaar abreisen zu sehen, welches gelebt hatte „wie einfache Privatleute".

„Ich öffnete den Mund, um zum Rückzug zu kommandiren. Aber bereits stand einer meiner Koffer mitten unter königlichen Reisesäcken auf dem Dampfer und zehn geschäftige Hände hatten sich des Restes bemächtigt.

Und die Offiziere und Beamten streckten sich und die Menge entblößte die Häupter... um die Ecke des Platzes kam der König und die Königin.

In der Nähe des Steuers stand ein Tisch mit einigen Sammtfauteuils des Hotels „zur Sonne", daneben ein kleinerer Tisch mit Journalen, die durch einen grünen Glasstein vor dem Wegfliegen gesichert waren, wie im Café Andreis, das dem Hafen gegenüber liegt.

An jenem Tische nahmen die Majestäten Platz. Ich machte mir in bescheidener Entfernung

ein Plätzchen in der Nähe des Schlotes zurecht, wo ich und mein Töchterlein beständig von einem heißen Sprühregen übergossen wurden.

Die Passagiere des Schiffes waren meist Deutsche. Mit großer Bescheidenheit bewegte sich unter ihnen das kleine königliche Gefolge.

Der Dampfer fuhr aus dem Hafen von Riva, im Garten des Hotels „zur Sonne" knallten die Böllerschüsse, rauschende Musik ertönte.

Freundlich dankend stand das königliche Paar am Geländer des Dampfers.

Ich hatte meine Befürchtungen fast vergessen.

Es blies starker Südwind, sonst war der Morgen herrlich. Weder der König noch die Königin verließen einen Augenblick das Verdeck. Der König hatte nur die Krämpe seines breitrandigen braunen Filzhutes etwas herabgezogen und die Königin schützte manchmal das Gesicht mit dem violetten Schleier.

Rasch plätscherte der Dampfer am Ponal, an Limone und Malcesine vorüber — bei Casteletto wurde er durch Böllerschüsse empfangen und eine mit der grün=weiß=rothen Flagge überreichlich verzierte Barke löste sich vom Ufer ab. Und in langen Röcken, hellen Glacéhandschuhen und schwarzen Hüten erschien auf dem Verdeck des

Dampfers eine Deputation, den Gemeindevorstand mit kurzem Stutzfrack, Kniehosen, Strümpfen und grün-weiß-rother Schärpe an der Spitze, und überreichte dem Könige ein großes, bemaltes und beschriebenes Papier und Einer hielt eine Rede, die gar nicht enden wollte.

Ich hatte mich fast ganz hinter den Schlot zurückgezogen, um nicht unwillkürlich die Deputation zu belauschen, welche dem König Johann unzweifelhaft ein Stück Land zum Kaufe und zur Erbauung einer Villa anbot. Seit Erzherzog Albrecht sich dem Magistrat von Arco in dieser Hinsicht willfährig zeigte, wird in dortiger Gegend, abgesehen von allen politischen Meinungen, förmlich Jagd gemacht auf Potentaten.

Der Kapitän des Dampfers mußte sich an den Generaladjutanten und dieser sich an den König wenden, um die Reden der Deputation abzukürzen, und weiter plätscherte der Dampfer gegen Torri und Garda.

Da kam für mich eine Stunde ernster Prüfung.

Ich hatte meinem Töchterlein mit ungewöhnlicher Strenge aufgetragen, nicht von meiner Seite zu gehen, und ihr sogar einen Zipfel meines Reiserocks in die Hand gegeben mit dem

Befehl, denselben beständig festzuhalten. Unter dem ungewohnten strengen Blick des Papas hatte die Kleine diesen sonderbaren Befehl auch gewissenhaft beobachtet. Durch die Deputation von Casteletto jedoch, welche so sehr meinen Ansichten von dem Benehmen gegen fürstliche Personen auf der Reise widersprach, war mein Blick von meiner Tochter abgezogen worden, und als der Dampfer wieder in Bewegung war und ich mich meiner kleinen Begleiterin erinnerte, sah ich sie weit hinten auf dem Dampfer, wie sie neugierig und kokett auf drei Schritte Entfernung von den Majestäten auf und ab marschirte.

Ich vergaß das bittere Urtheil über das ganze weibliche Geschlecht, das mir einen Augenblick siedendheiß zum Herzen schoß, vor der Angst, die vierjährige Kokette möchte sich noch mehr Zudringlichkeiten erlauben.

Ich war im Begriff, das Aeußerste zu thun, bis zu den rothen Fauteuils vorzudringen und meinen mir so unähnlichen Sprößling zurückzuholen, aber bereits war die Königin aufgestanden, hatte sich mit ihrem freundlichsten Lächeln zu der kleinen, zudringlichen Person niedergeneigt und sah sich nach ihren Angehörigen um.

Jetzt gab es kein Zaudern mehr.

Mit nicht eben angenehmen Gefühlen trat ich vor.

Auch König Johann war auf das kleine Geschöpf zugetreten und lächelte zu den drolligen Antworten des Kindes, und die Königin bannte mit einigen Fragen voll freundlichen Interesses die letzten Schatten von der Stirne des Vaters.

Am Ufer erschienen die grünen Festungswälle Peschieras, rauschende Musik, hundertstimmiges Hoch ertönte, die Spitzen der Militär- und Civilbehörden erschienen auf dem Verdeck, um den König zu bewillkommnen.

Noch einmal wandte sich die Königin nach der kleinen Zudringlichen um, dann stiegen die hohen Herrschaften an's Ufer und in den bereitstehenden Postwagen, und unter dem Jubel der Bevölkerung verschwanden die Wagen und die rothgekleideten Postillone in einer Reihe blühender Akazien.

Bald darauf kollerte auch ich und mein Töchterlein in einem erbärmlichen Miethwagen nach dem Bahnhof.

Jahre sind seitdem vergangen und wieder kehrt mein Geist zu jenen lichten Gegenden zurück an Deutschlands Grenze. Wer selbst ein

liebes Kind zu eigen hat, der wird's verstehen, daß ich dabei der hohen Frau gedenke, die hoch=betagt und auf des Lebens goldner Höhe, sich ein Herz bewahrt hat für das Kleinste.

Ein entfesselter Dämon.

Zeitgeschichtliche Erzählung aus Welschtyrol.

Motto: En Todesco entalianà l'è en Demonj descadenà... ein Deutscher, der italienisch wird, ist ein losgelassener Teufel...
Trienter Sprichwort.

1.
Das Paradies.

Aus dem steingewordenen Gespensterspuk des Thales Comaraso, von den rothen und grauen Felsenufern des Loppiosees, der in seinem steinernen Bette ruht wie eine ewige Thräne der nach Leben ringenden Urwelt, die hier den vulkanischen Mächten unterlag, aus den bizarren, zerklüfteten Trümmern, über welche, wie aus hartgewordener Lava geschnitten, die Ruinen des Castell Penede von ihrer senkrechten, scharfgezackten Wand herübersehen, während die plumpen Massen des Monte Stivo und der Baldoberg mit seinem bis Mitte Juni schneebedeckten höchsten Gipfel ernst über all' dem tollen Wirrwarr thronen — aus dieser heißen, öden Schlucht,

in welcher das grüne Silber der Oliven unheimlich aus den Rissen hervorschimmert und der Schlag der Nachtigall seltsame, grelle Echos weckt — tritt die Straße von Mori beim kleinen österreichischen Fort Nago plötzlich hinaus in eine Welt von Glanz und Licht und Bläue...

Steil, aber sicher und breit zieht sich das blendende Weiß der Bergstraße an den kahlen, grauen Felsplatten abwärts, in welche der Regen seltsame Runen gegraben — abwärts zu den klaren Fluthen des Gardasees, welche ihre stahlblaue Fläche an den Grenzen der menschlichen Sehkraft mit dem rothgoldnen Himmelssaum vermengen, hinab zu dem Welschtyroler „Paradies".

Durch das frühlingsfrische Laub fast überwuchert, treten da und dort die Schlangenwindungen der raschen Sarca hervor. Von den Eisfeldern des Monte Adamello herkommend, wälzt sie ihre gelben, angeschwollenen Fluthen durch das wildromantische Judicarien, durch das steinige Sarcathal, dessen hohe Kalkfelsen wie riesige greise Wächter mit kahlem Scheitel am nördlichen Eingange zum „Paradiese" steil aufgerichtet in die Bläue ragen. Die vom Nordwind emporgetriebenen Wolken nehmen ihren Weg

nicht über sie, sondern drücken sich scheu an die mächtige Kuppe des Monte Stivo, der die Ostseite des Thales schützt. Auch gegen Westen ist das „Paradies" durch die mächtigen Berge Judicariens abgeschlossen von der übrigen Erde. Alle überragt der Monte Adamello. Aber er sieht das Ende der raschen Sarca nicht. Sie birgt sich hinter die gelbe, olivenumsäumte Felswand des Monte Brione, und da, wo dieser lothrecht abfällt wie ein tausend Fuß hoher Wogenbrecher gegen die von Alters her berüchtigten Sturmfluthen des Benacus, wälzt auch die Tochter des Gletschers ihre schneegebornen Wellen in den See, die blaue Fluth heller färbend stundenweit...

Und rechts und links von ihren Ufern dehnt sich stundenweit das „Paradies", nur gegen den See hin offen, an den Berghängen umsäumt von dem dunkelgrünen Kranz der Oliven. Wie ein dichter, elastischer Teppich liegt auf der ganzen Campagna das Laub der Rebe — darunter, und von den Sonnenstrahlen genährt, die schwankend zwischen die zackigen Weinblätter fallen, wuchern die gelben Maiskolben, reift der goldene Weizen. Zwischen Wein und Oliven schimmert das helle Grün der Maulbeerpflanzungen, erhebt

sich ein Wald von Pfirsich- und Kirschbäumen, und an den grauen Bächen, die, von der Sarca abgeleitet, das Gefilde durchschneiden, lauscht, von Schmarotzerpflanzen bedeckt bis in ihre schwanken Zweige, die melancholische Erle. Das Alles sieht von oben aus wie ein undurchdringlicher Wald, über dem nur da und dort dunkle Cypressen einsame Häuser umstehen oder riesige Pappeln die hohe, dünnbelaubte Krone zum Himmel strecken — Und dieser Wald erstreckt sich von der Mündung der Sarca bis zu den Glockenthürmen und Dächern des Städtchens Arco, über dessen Olivenhaine die Thurmruinen eines mächtigen Schlosses von tausend Fuß hohem, überhängendem Felsen schauen — bis zu den gelben Wänden des Monte Brione, hinter dem sich das Städtchen Riva versteckt, und weiter zum Schloß Denno, welches, umgeben von einem Dutzend Ortschaften, aus einer hochgelegenen Schlucht des Monte Pichea herabschaut.

Das ist die Campagna von Arco — eine kleine Welt für sich, streng umschlossen von den ernsten, reinen Linien mächtiger Berge, nur offen gegen den See, von dem schon Virgilius singt, an dem Catull seine Lieder gedichtet, und dessen Winde täglich Licht und Glanz und Wärme

des Südens über seine gesegnete Flur dahin tragen — das ist der herrliche Erdenwinkel, den die Bewohner Südtyrols ihr Paradies nennen...

2.
El mio ben.

Setzen wir unsere Wanderung fort auf der abschüssigen Bergstraße, die „Laste" entlang, welche schief und glatt gegen die Sarca abfallen, daß die braungrün wuchernden Sträucher mühsam Platz finden zwischen den Ritzen. Hinter kantigen Felsen, von einem Hintergrunde von mächtigem Geröll und Oliven hebt sich zuerst ein Thurm mit glänzender Kuppel ab, der wie eine den Felsen überragende Warte erscheint, bis sich bei einer Windung der Straße auch die Kirche, zu der er gehört, hinter den grauen Wänden loslöst. Immer energischer werden die Windungen der abwärts führenden Straße, deren letzte unerwartet zwischen die bewohnten Ruinen des Fischerdorfes Torbole führt, und eben so unerwartet schim-

mert zwischen diesen hindurch der azurblaue See. —

Torbole unterscheidet sich wenig von den anderen kleineren Ortschaften der Campagna. Die Natur hat ringsum einen ewig grünen Garten geschaffen durch das unverwelkliche Laub der Olive, in den schlanken Formen der Cypresse. Zu einer Zeit, wo Deutschlands Seeen und Flüsse noch vom Eise starren, überzieht sich hier die Erde, die den Schnee fast nur kennt, weil er von den Bergen auf sie herabsieht, bereits wieder mit frischem Grün. Aber der Mensch hat hier von seinen eigenen Werken die Hand verdrossen sinken lassen... Enge, unreinliche Straßen mit holperigem Pflaster, über welche Unrath aller Art uneingedämmt dahinfließt, massive Mauern mit flachen Dächern und Altanen an der Hinterseite, deren durch keine Farbe geschütztes Holzwerk, grau und zerklüftet, unter jedem Schritte stöhnt. Die Steine sind billig und das Holz ist theuer in dieser Gegend, wo der Holzsucher die letzten Sträucher mit den Wurzeln aus den Ritzen der kahlen Berge rauft. Gehen wir weiter. Schmutzige Kneipen mit erblindeten Fenstern führen hochtrabende Namen. Ueber der Thür schwankt ein vertrockneter Lorbeerzweig unter dem Hauch des

Nordost, der stoßweise vom Loppiosee herunter durch die engen Gassen fährt — Die massiven Granitblöcke des finstern Eingangs sind aus den Fugen gewichen, Niemandem fällt es ein, sie wieder an ihre Stelle zu rücken. Vorläufig halten sie noch und werden erst der künftigen Generation auf den Kopf fallen. Das wüste Geschrei des Moraspiels dringt aus der Höhle, die einst ein Palast war. Vor allen Häusern fast stehen Fischergeräthschaften und lange Ruder. Auch diese sind vernachlässigt und elend. Schmutzige Weiber mit halbgekleideten Kindern kauern auf den Schwellen, vor sich hinsingend die eintönigen Melodien des Landes.

Größere schwarzhaarige Rangen mit gelben Gesichtern balgen sich ... Auf den Steinbänken an den die kleine, düstere Piazza umgebenden Häusern treibt sich ein Theil der Fischer herum, welche der heftig wehende Nordost am Ausfahren verhindert hat. Große Menschen, den nackten Arm durch eine Blase geschützt, werfen sich schreiend und unter dem lauten Gelächter der Zuschauer einen Ball zu ...

Wenden wir uns durch eine kleine Seitenstraße zum Hafen. Betrunkene Bettler lauern auf Wagen der vorüberfahrenden „Forestieri",

um ein paar Soldis zu erobern und dann wieder in die Branntweinschenke zurückzukehren.

Auch vom Hafen her schallen die eintönigen Weisen dieser Gegend mit ihren langgezogenen melancholischen Schlußtönen.

Es sind die Mädchen des Dorfes, die hier auf hölzernen Waschbänken am Rande des Wassers knieen und unter Gesang und Lachen tapfer mit ihrer Wäsche auf das Brett schlagen. Es sind meist hübsche Mädchen von kräftigem Wuchs und mit großen, mandelförmigen, schwarzen Augen, und man kann sich nicht denken, daß aus ihnen in weniger als zwei Jahrzehnten die schmutzigen, abgefallenen Alten werden sollten, die wir unter den Thüren gesehen. Ihre Stimmen sind frisch und klangvoll. Eine stimmt an und die anderen fallen ein, und nach dem langgezogenen Ende kichern sie... Nicht weit von den Wäscherinnen steht ein junger Bursch, wie man ihrer eine Menge sieht in diesem Land, von mittlerer Größe, untersetztem Körperbau, gelblicher Gesichtsfarbe und mit großen schwarzen Augen. Der Bursche trägt einen braunen Rock von sammtartigem Zeug, wie es die Schiffsleute an diesen Ufern lieben, und ein rothes Fez, weit aus der Stirn gerückt. Das Beinkleid des

Burschen ist aus einem starken glänzenden Stoff von grünlich brauner Farbe, wie er ebenfalls von den Schiffsleuten dieser Gegend fast durchgängig getragen wird.

Auf der andern Seite des Hafens, da wo der Damm in einer stumpfen Spitze auslaufend sich quer vor den See legt, stehen die „Signori“ des Ortes um ein kleines weiß und blaues Boot versammelt, das einige derselben alt gekauft neu bemalt und mit zwei Segeln versehen haben und das nun als das erste Vergnügungsboot von Jung und Alt gebührend bewundert ward.

Der Bursche im Fez kümmert sich nicht um das bunte Fahrzeug, noch um die anderen großen und kleinen Barken jeder Form und jeden Alters, welche vor ihm in dem leise bewegten Wasser des Hafens an ihren Ankern schaukeln. Er bekümmert sich nicht um die „Signori“ und ihre weisen Bemerkungen, noch um die Zollwächter, die vor ihrem Häuschen sitzen, auf der Spitze des Dammes...

Er schaut starren Auges hinaus auf die blaue Fluth, die stundenbreit vor ihm liegt und scheinbar uferlos in einem Horizont von goldnem Licht verschwimmt. Majestätisch wölben sich am

linken Ufer die gewaltigen Formen des Monte-baldo empor, während rechts die Giumelawand lothrecht in ihre sechstausend Fuß hohen Zacken ausläuft. Ein weißer Streifen führt von dem hinter dem Monte Brione versteckten Riva aufwärts bis zu einem Drittel der Bergwand und dann in drei kühnen übereinander liegenden Windungen verschwindet er in der Schlucht, aus welcher der Ponalfall wohl hundert Fuß hoch in den See herabstürzt, daß man sein Donnern selbst am andern Ufer hört. Der Streifen ist die in den Felsen gehauene Straße, die den Saumweg ersetzt, der früher nur mit Schiffen erreichbar, das Ledrothal und Judicarien mit Riva und Trient verband. Neben der Giumela-wand erhebt sich kaum weniger hoch der Monte Pregasena mit der gleichnamigen Ortschaft, welche auf seiner dreitausend Fuß hohen braunen Felsenmauer inmitten einer großen grünen Halde liegt. Nur an der duftigeren Färbung des dahinterliegenden Felsens von Tremosine, das ebenfalls vom Rande einer hohen rothen Wand herabschaut, erkennt man die Stelle, wo die fast immer windstille Bucht das Dorf Limone und seine Citronengärten und Olivenwälder hinter

Bergwällen vor den Stürmen birgt. Und als letzter Markstein des Hochgebirgs tritt endlich der Felsen von Campione weit vor in den See, wie ein gewaltiger Wächter am Eingang zum sonnigen Süden, der sich unabsehbar, rothgolden hinter ihm ausbreitet und aus dem an heiteren Tagen wie eine versunkene Märchenwelt die Landzunge Sirmione heraufdämmert, wo noch die Trümmer von Catull's Landhaus gezeigt werden, und der pyramidenförmige Minervenstein...

Links hemmen die gewaltigen Massen des Montebaldo weit in den See hervortretend den Blick auf Malcesine mit seinen Oelwäldern und seinem Schlosse Karl's des Großen...

Der Bursche mit den großen schwarzen Augen, dem Fez und der braunen Jacke, scheint im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Landsleute, welche sich um die Natur nur da kümmern, wo sie ihnen Genieß- oder Brennbares bietet, und gegen jeden grünen Strauch wüthen, auch wenn derselbe den letzten Kitt eines Felsenblock bietet, der drohend über dem eignen Dache hängt — dieser Bursche schaut träumerisch, ja sehnsüchtig auf ein Bild, das er täglich zu bewundern Gelegenheit hat, seit dem Auge des Kindes

Formen und Linien zum allmähligen Verständniß reiften...

Manchmal greift der vento paesano, der durch die Straßen des Dorfes fegt, daß die Lorbeerbüschel der Wirthshäuser rauschen, in des Burschen schwarzes lockiges Haar, spielt mit der blauen wollenen Troddel seiner Kopfbedeckung, rumort ein wenig unter den Barken im Hafen und beunruhigt die um das neue Schiff versammelten Signoris, daß einige ängstlich an die fuchsigen Cylinderhüte greifen. Dann nahm die „Reffola", wie die Leute dieser Gegend derartige Windstöße nennen, ihren Weg nach dem Zollhäuschen, vor dem eine Tafel auf schwarzgelber wettergebräunter Stange in italienischer Sprache den Bootleuten, welche anderswo als an der innern Seite dieses Zollhäuschens landeten, mit einer großen Strafe droht — An diesem Häuschen zersplittert der Windstoß und fährt strahlenförmig in dunkelblauen Streifen über den See hin, der hier am Ufer unter dem Schutz der Häuser ruhig und friedlich daliegt und nichts von den Wellen ahnen läßt, zu denen seine klare Fluth sich eine halbe Stunde weiter südwärts aufbäumt. Und Stoß auf Stoß greift in den flüssigen Spiegel und dunkle rauhe Flecke

jagen pfeilschnell darüber hin und die Oliven=bäume, mit denen das Ufer links eine Strecke weit eingesäumt ist, wenden die silberne Kehr=seite ihrer Blätter nach aufwärts...

Auch die waschenden Mädchen an der Stein=bettung des Hafens hatten vom Winde zu leiden, der ihnen in die Zöpfe griff, ihnen die nicht immer sehr säuberlich geordneten Haare über das Gesicht jagte und ein Stück Wäsche, das der Hand entschlüpft war, durch die Hafenöffnung in den weiten See hinauszuführen drohte. Lachend steckten sie sich gegenseitig die Zöpfe fest und riefen dem Burschen zu, daß er ein Ruder aus einer Barke hole, und das entflohene Wäschestück wieder verschaffe. Eine kleine zier=liche Dirne mit feinem, fast hageren Gesicht war die munterste der Schaar und die erste, welche den Burschen aus seiner Beschaulichkeit weckte.

„Ein Ruder, Giuseppino! Thu' mir den Ge=fallen und hole mir die Jacke meines Brüderleins Francesco, die der böse Paesan mir nehmen will... Thu mir den Gefallen, Giuseppin!"

Es lag etwas in der Stimme des Mädchens, als ob es ihr nicht allein um die Jacke ihres Brüderleins Francesco zu thun sei, die munter und mit auseinandergespreizten Aermeln dem

Hafeneingang zuschwamm, sondern mehr noch darum, mit Giuseppino ein Gespräch anzuknüpfen. Sie kicherte lustig vor sich hin und die munteren Augen fuhren wie besessen neben dem feinen Hackennäschen hin und her.

Giuseppino, ohne sich nach der Bittstellerin umzusehen, ergriff das Ruder der Barke, die vor ihm lag, trat auf dem steinernen Querdamm, der als Wellenbrecher zwischen den Mädchen und den Barken lag, so weit als möglich vor und indem er das schwere Ruder in's Wasser fallen ließ, brachte er die flüchtige Jacke des kleinen Francesco an's Ufer und in das Bereich des lustigen Jüngferchens.

„Danke Dir, Giuseppin!" beeilte sich diese mit freundlichem Kopfnicken zu erwidern und ihre Augen blitzten mit ganz sonderbarem Ausdruck zu ihm herüber. „Das ist sehr schön von Dir, Giuseppin, daß Du meines kleinen Brüderchens Jacke geholt hast, Giuseppin! Siehst Du, ich habe immer behauptet, daß Du eigentlich ein guter Bursch bist, Giuseppin! Ich danke Dir sehr..."

Auf Giuseppin schien dieser eifrige Dank einen Eindruck hervorzubringen, als wenn ihm schon die Stechfliegen des Gardasees um die

Ohren summten, obwohl sich erst die braunen Hänge der Berge da und dort mit einem grünen Schimmer überzogen, die Campagna noch in ihrer frischesten Farbenpracht lag und der schneebedeckte Gipfel des Montebaldo herunterschaute, wie die mit Zucker übergossene Spitze einer ungeheuren Eistorte...

„Niente! Niente! Nichts! nichts!" murmelte er ablehnend, brachte das Ruder wieder in die Barke, zu der es gehörte, und schien Willens, seine vorige Betrachtung der ihn umgebenden Naturschönheiten wieder aufzunehmen. Das mußte um so mehr die Verwunderung der jungen Damen erregen, als auf dem See kein einziges Boot mehr sichtbar war. Der kühle Nordost trieb die Fische auf den Grund und die Segelboote, welche nach Limone oder Malcesine gegangen waren, hatten sich früher aufgemacht und waren längst um die Vorgebirge verschwunden, da der Paesan an schönen Tagen in der Regel gegen Mittag aufhört. Die Sonne aber stand bereits senkrecht über dem Thal Comeraso und näherte sich rasch ihrer Mittagshöhe.

Am meisten erstaunt über das sonderbare Benehmen Giuseppin's war nun allerdings die hagere Schwester Francesco's. Etwas wie Schmerz

zuckte um ihre schmalen Lippen und ihre unruhigen Augen hafteten einen Moment wie unwillig auf dem Burschen.

Dann aber, als habe der Ernst keine bleibende Stätte in ihrem rasch klopfenden Herzlein, fing sie plötzlich mit hübschem, nur etwas scharfem Sopran zu singen an, indem sie das längst gewaschene Jäckchen Francesco's auf's Neue unbarmherzig auf die Waschbank schlug. Die Anderen stimmten nach den ersten Noten ein und melancholisch klang das einfache Lied zwischen die immer schwächer werdenden Stöße des Paesan.

El mio ben el gà la chioma
Coi capelli rizzi, e mori
E l'è quel che roba i cori
Alla nostra gioventà...

Ich hab' 'nen Schatz, der hat den Kopf
Voll schwarzer lockiger Haar,
Er ist es, welcher die Herzen raubt
Der ganzen Mädchenschaar...

Und nachdem der langgezogene Schluß verklungen, nickten die Mädchen der Schwester Francesco's zu und deuteten kichernd auf Giuseppin, der noch immer wie angenagelt auf seinem Platze stand und den See betrachtete.

Auf diesem war nicht einmal mehr das Spiel des Paesan zu beobachten. Kaum erzitterte sein Spiegel blau und glänzend wie geschliffener Stahl noch hie und da unter einer leisen Schwingung der Luft — während hoch oben die weißen Wolken noch immer südwärts zogen, wie die Schifflein hier unten noch eine Weile über die klare Fläche dahingleiten, wenn das Ruder schon triefend im Boot ruht.

Giuseppino kümmerte sich nichts um den Gesang der Mädchen und schien keine Ahnung zu haben, wer der Bursche mit schwarzen lockigen Haaren war, welcher der weiblichen Jugend Torbole's und auch der heitern Schwester des kleinen Francesco das Herz raubte...

Da wurde das Gesicht des hageren Mädchens böse, bitterböse, so böse als möglich, denn wenn es nicht lachen konnte, so funkelte doch sonst in den Augen heiterer Spott, den keine Enttäuschung ganz verscheuchte. Aber der Ernst dauerte nur einen Augenblick, dann bemühte sie sich, eine kecke gleichgültige Miene anzunehmen, machte ein Mäulchen, stieß ihre Nachbarinnen zur Rechten und zur Linken an und begann mit übermüthigem Tone:

Alla mezza notte en punto
Ho senti na ziffolada
L'è el mio ben che m'ha chiamada
Ch'el me chiama a far l'amor...

Mitternacht war's auf den Schlag,
Da hört' ich vor dem Fenster rufen,
Es war mein Liebster, der mich rief,
Mich rief, mit ihm zu kosen...

Auch das verfing nicht. Giuseppino schien der Eifersucht eben so unzugänglich wie der Eitelkeit. Noch immer schaute er auf den spiegelglatten See, noch immer sprachen weise die Signoris und noch immer zogen südwärts die hohen Wolken...

Da drehte Francesco's Schwester die Jacke des Brüderleins aus, als wolle sie mit dem letzten Wassertropfen darin auch den letzten Tropfen Neigung für Giuseppino aus ihrem Herzen pressen, nahm ihre feuchte Wäsche unter den einen ihrer schlanken, aber hübsch geformten Arme, die Waschbank unter den andern und trat den Heimweg an. Derselbe führte sie dicht hinter Giuseppin vorüber.

„Viel Glück, Giuseppin!" sagte sie halb traurig, halb spöttisch.

Der Bursche wandte sich nachlässig um.

„Danke Dir, Teresina! Ich habe drei Wachs-

kerzen in die Klosterkirche von San Tomaso getragen und der Pater hat mir eine hohe Nummer bei der Conscription versprochen."

Teresina schüttelte das hübsche magere Köpflein:

„So meint' ich's nicht. — Ich werde Dich nicht häßlicher finden, wenn sie Dich zu den Soldaten nehmen, der schmucke Jägerrock müßte Dir ganz gut stehn. Ich wünsche Dir, daß Die bald kommt, die Du erwartest..."

Der Bursche fuhr sichtlich zusammen und wurde röther wie der rothe Fez, der auf seinem Hinterkopf saß.

„Ich erwarte Niemand..." stotterte er.

Das elastische Figürchen Teresina's reckte sich hoch empor und ihre Augen blitzten.

„Lüge nicht, Giuseppin! Als heute früh mein Brüderlein nicht schlafen wollte, wohl sechs Stunden, bevor die Sonne über dem Stivo hervorkommt, da sah ich Domenico's Barke nach der Tempesta fahren. Sie führte zwei Segel und Domenico und seine Schwester waren darin. — Hui! Wie das über die Wellen ging! Das verstehen sie, denn sie brauchen's ja oft genug. Soll ich Dir sagen wozu? Frage die Finanzieri da drüben — die wissen's. Soll ich Dir sagen,

auf wen Du wartest? Auf Anna, die mit der Ora zurückkommt. Auf Anna, die Schmugglerin!"

Teresina hatte die letzten Worte lauter gesprochen, so daß sie auch von ihren Freundinnen gehört wurden, welche ebenfalls ihre Arbeit vollendet hatten und im Begriff waren, aufzubrechen...

Giuseppino war bleich geworden wie die Kalkfelsen von Arco und machte, keines Wortes mächtig, einen Schritt gegen Teresina...

Furchtlos blieb die Schwester des kleinen Francesco stehen.

„Du erwartest Anna, die Schmugglerin..."

„Anna, die Schmugglerin! Die Schmugglerin!" wiederhallte es zehnfach vom Munde der Freundinnen, und als sie schon aus seinem Gesichte verschwunden, hörte der bleiche Giuseppino noch lange das Gelächter darüber, daß er Anna, die Schmugglerin, erwarte...

3.

Die Ora.

Mit der Ora kommt sie zurück! hatte Teresina gesagt. Noch immer schaute Giuseppino auf den klaren metallnen Spiegel des Sees, noch immer zogen hoch am Himmel die Wolken südwärts. Noch immer verließ kein Fischerboot den Hafen. Das hatte seinen guten Grund. Die Fischer wußten, daß in weniger als einer halben Stunde der See mit Ungestüm an die Ufer rauschen und diejenigen seiner stummen Bewohner, welche die vorübergehende Ruhe dem Sonnenschein näher gelockt, wieder in die warme Tiefe scheuchen werde...

Ueber den goldenen Horizont des Sees erhob sich eine röthlichgraue Wolkenwand, welche gleichmäßig und immer höher heraufstieg. Dieser

Nebelmauer entsprach ein dunkelvioletter Streifen, der sich quer über das Wasser gelegt hatte und obwohl er dem Auge nur langsam näherrückte, dennoch in Minuten die Entfernung von Meilen durchmessen mußte. Kaum hatte dieser dunkle Streifen den Fuß des emporstrebenden Felsencolosses von Campione erreicht, so erschien er auch bereits an der rothen Wand von Tremosine und in wenigen Minuten mußte er die Riva Moll, die vorspringende Ecke des Busens von Limone, erreicht haben... Der Streifen hatte an Breite und Dunkelheit zugenommen, die Ufer und Gegenstände hinter ihm schienen näher gerückt als vorher und der pyramidenförmige Minervaspitz schwamm wie losgelöst in der Luft — weiter links erblickte man ebenfalls über den Horizont gehoben Isola di Garda...

Noch immer zogen die vom Nordost aufgejagten Wolken südwärts. Aber je näher sie der rothgrauen Nebelwand kamen, desto langsamer wurde ihr Flug — jetzt standen sie über der Mitte des Sees — die ersten machten eine Bewegung seitwärts, aber es war zu spät. Sie wurden immer formloser und durchsichtiger und zerflossen in die tiefe Bläue, die sich über den von der Nebelwand noch nicht erreichten Theil

des Himmels gelagert hatte. Und Wolke um Wolke zerfloß vor dem unsichtbaren Widerstand wie Rauch und immer näher rückte die scharf abgegränzte violette Färbung, immer kleiner wurde der glänzende Theil des Sees...

„Die Ora!" murmelte Giuseppino vor sich hin, und über sein bleiches, düsteres Gesicht, das nur hübsch erschien, wenn es lachte und roth war, verbreitete eine sehnsüchtige Freude ihre bebenden Schwingen.

„Die Ora!" riefen die Fischer, welche sich jetzt zahlreich am Damm versammelt hatten, um ihre unternehmenderen Kameraden zu erwarten, welche schon während der Nacht nach entfernten Plätzen aufgebrochen waren, um die dort gelegten Netze heraufzuholen.

„Die Ora! Eine schöne Ora!" unterbrachen die Signoris ihre Betrachtung des neuen Schiffes und ihr Gespräch, worin sie die neuesten Verhandlungen der europäischen Cabinette einer lebhaften Kritik unterworfen hatten.

„Die Ora!" nickten die Finanzieri und knöpften ihre Uniformen zu, denn der Horizont hatte sich mit kleinen schwarzen Flecken bevölkert, die frei in der Luft zu schweben schienen, ungefähr wie die Mücke eines Gewehr, durch den Diopter

gesehen. Andere Segel waren bereits weiter vorgeschritten auf der dunkelfarbigen Decke, die unaufhaltsam sich über den See breitete, und eine große Barke mit weißem und citronengelbem Doppelsegel umfuhr eben von Limone aus die Riva Moll in der Richtung nach Riva.

Für Den, welcher nicht durch die Gewohnheit gegen das von Februar bis November an jedem heiteren Tage in dieser Gegend sich wiederholende Naturschauspiel abgestumpft war, für den mußte diese mit vollen Segeln dahinziehende Barke, deren Fortschritte man genau an der dahinter liegenden Felswand wahrnehmen konnte, etwas Wunderbares, Befremdendes haben, während doch der See noch eine Stunde weit wie polirtes Metall dalag und kein Lufthauch die unter der Mittagssonne glühenden Wangen berührte.

Die Ora! Und mit dem Vorschreiten der dunklen Fläche auf dem See rückten die Segel immer näher, immer deutlicher unterschied man Form und Größe derselben, immer genauer die Richtung, in der sie zogen. Einzelne verschwanden dem Auge in der Höhe von Malcesine hinter dem „Ochsenhorn", das die Aussicht am linken Ufer südwärts schließt, andere lenkten nach den Citronen=

gärten von Limone. Wieder andere folgten dem weißen und gelben Doppelsegel nach Riva.

Aber die größte Anzahl der raschen Segler kam auf unser Fischerdorf zu.

Allen voran aber war die Ora. Bereits hatten, gleich der Vorhut eines größeren Heeres, einzelne sanfte Luftschwingungen von Süden her die Spiegelfläche des Sees vorübergehend gekräuselt, aber jetzt kam sie selbst, die kühle Tochter des warmen Südens, an den Wurzeln der ein halbes Jahrtausend alten Olivenstämme, welche links vom Dorfe am weißen Ufer stehen, rauschte sie empor, der Mutter Sonne entgegenjubelnd und die rauhen Winde des Nordens in ihre Gletscherwelt zurückwerfend. Jetzt hatte sie das Ufer erreicht, der See kräuselte sich allüberall und dunkel ward sein Spiegel. Nun ertönte auch das majestätische Rauschen der bewegten Luft, die Oliven antworteten und ihre silbergrünen Blätter folgten sehnsüchtig dem erquickenden Hauch. Laut plätscherte die Brandung an den Damm, die Boote im Hafen wurden lebendig und die Fischer zogen die Ankerketten strammer. Was der Paesan an Staub nicht in den See gekehrt, wirbelte in den Straßen auf und gegen die Berge zu, offene Fenster klirrten,

Thüren fielen geräuschvoll zu. Immer größer wurden die Wogen, schäumend und sich überschlagend kamen sie angerollt, um an den Steinen des Hafens zurückzuprallen und ihre ankommenden Schwestern im tollen Tanz zu drehen, nachdem sie vorher noch einen Sprühregen über das Ufer ausgegossen, das ihrem kurzen rauschenden Leben ein Ende machte. Die Wellen der Luft aber rauschten weiter über das Dorf, an der gelben Wand des Monte Brione dahin über die Campagna und aus den Reben rauschte es Antwort und die dichten, feingegliederten Cypressen zitterten, die Erlen beugten sich flüsternd zu den grauen Bächen nieder und grüßend senkten die hohen Pappeln die dünnbelaubten Häupter. Und die Ora rauschte weiter, die jungen Halme, die bereits müde sich geneigt unter den Strahlen der heißen Frühlingssonne, richteten sich unter ihr auf und erst an den heißen Kalkfelsen senkte sie die feuchten Schwingen, sie, die zugleich der hellblauen Fluth und der dunkelgrünen Campagna Frische, Leben und Bewegung gab — die Ora!

4.
Domenico.

Den Signoris am Dammende waren die Liebkosungen der Ora allmählig zu stürmisch geworden und als eine besonders stark an- prallende Welle sie mit einem derben Sprüh- regen übergoß, zogen sie sich, die theuren Cylinder und die langen Röcke festhaltend, zurück.

Giuseppin blieb unbeweglich auf seinem Platz. Die graurothe Wolkenwand war nicht über den Felsen von Campione vorgerückt und die Sonne schien von ihrer Mittagshöhe herab auf den beschneiten Baldogipfel, die rothen Felsen und den heitern Sturm, der auf dem Wasser sein tolles Wesen trieb. Sie schien zwischen die sich überstürzenden Wellen und der

weiße Schaum ihrer Häupter glänzte, als würden mit jeder Welle Millionen Edelsteine aus dem blauen Grunde geboren, um augenblicklich wieder zu versinken.

Auch für Den, der Niemanden erwartete, war das Schauspiel anziehend genug. Die Piazza hatte ihre Ballspieler und deren Zuschauer, die Schenken ihre Moraenthusiasten auf den Hafendamm entleert, man suchte die näherkommenden Schiffe zu erkennen, man schrie, man lachte...

Und sie kamen heran — die plumpen Barken mit dem griechischen Segel, welches viereckig an einem ungeheuren Maste hing, während ein gelbes Kreuz aus getheerter Leinwand die weiße Fläche theilte. Sie waren allen voraus, auch den zierlichen Lateinern, welche mit ihrem hoch emporragenden geblähten Doppelsegel einem ungeheuren Vogel mit ausgespannten Flügeln nicht unähnlich waren — die Griechen mit ihrem einen mächtigen Segel überholten sie alle, aber sie eigneten sich nur zum Geradeausfahren, während die Lateiner durch Schiefstellen der Segel sogar gegen eine mäßige Ora zu kreuzen vermochten. Die ruhige Sicherheit, mit der Letztere hinter ihren eiligeren Genossen vor den Stößen der Ora einherflogen, hatte auch etwas

von der Art eines gut dressirten arabischen Pferdes, das von einem ungelenken englischen Renner überholt wird. Und hinter und neben den Getreide- und Waarenschiffen, der „Palma“, der „Europa“, dem „Trentino“ und wie ihre stolzen Namen alle hießen, kamen sie heran all' die kleineren unbenennbaren Fahrzeuge, welche zwischen dem dickbäuchigen Segelboot und der schlanken venezianischen Gondelform mit aufwärts gebogenen Enden die sprossenreiche Stufenleiter bilden, bald mit schneidigem Kiel und hohem Segel die zertheilten Wellen zur Seite schleudernd, daß sie zornig aufrauschend an den Flanken dahinglitten, bald wie ein ermüdetes Roß in letzter Ungeduld mit dem plumpen Vordertheil gegen das flüssige Hemmniß stampfend. Jedes Boot, das zurückkam, hatte, mochte es dafür geschaffen sein oder nicht, ein Segel aufgezogen, wenn dieses auch nur aus einem an zwei knorrigen Zweigen befestigten Laken bestand. Wenn die großen Doppelsegel mit den stolz geblähten Flügeln eines Schwans verglichen werden konnten, so machten diese kleinen Laken, mit den spitzen Gerten zu beiden Seiten, vielmehr den Eindruck von Fledermäusen, deren matter Flug, unfähig sich zu erheben, manchmal ganz in einem Wellen-

thal verschwand. Diese Boote gehörten den ärmsten Fischern des Dorfes, welche die Noth zwang, bei jedem Wetter und noch so ungünstigen Aussichten ihre Legnetze heraufzuholen. Das Resultat war nur zu oft ein trostloses für die Leute, welche den Hunger von Wochen durch die Hoffnung betrogen, am nächsten Morgen eine gewaltige, wie Silber glänzende Trutta, die Lachsforelle des Gardasees, in den Maschen zu finden und bei den Gastwirthen von Riva und Arco gegen goldene Marenghis umzutauschen. Und dennoch arbeiteten sie selber von Jugend auf blind an der Zerstörung ihrer eigenen Existenz, indem sie die kleine Forellenbrut wegfingen, den Thieren den Eingang zu den Laichplätzen der Sarca mit Netzen verlegten und sogar eine Art Brod in's Wasser streuten, welches mit Tabak und Branntwein vermengt, gewöhnlich einen Theil der Thiere, welche davon genossen, im Kreise dreht und auf die Oberfläche treibt, während der größte Theil der also vergifteten Thiere, den gierigen Händen der Thörichten unerreichbar, auf dem Grunde des Sees verendet.

Alle diese kleineren Boote und auch einige der größeren wurden überholt von einem Fahrzeug mit zwei unverhältnißmäßig großen Segeln,

welche, offenbar aus mehreren anderen mühsam zusammengeflickt, so dünn waren, daß sie durchsichtig wie ein Flor von der rothgoldenen Wolkenschicht, die hinter ihnen lag, für das Auge kaum sich abgrenzten. Das Boot war so lang, daß es bequem acht Ruderer aufnehmen konnte, und schien eher dazu eingerichtet, mit den schlanken fünfruderigen Booten der Dogana den Wettkampf aufzunehmen, als große Lasten oder umfangreiches Fischgeräthe zu tragen. Selbst die wenigen Holzbündel, die das Boot geladen hatte, ragten zu beiden Seiten weit über dessen Hintertheil heraus und paßten wenig zu seinem langen, schlanken Leib, der auf drei Wellen zugleich ruhend, an den plumpen Fischerbooten auch schon vorbeischoß, sobald er sie nur erreicht hatte. Im rauschenden Bogen bäumten sich die getheilten Wellen an dem schneidigen Bug empor.

Die anderen Barken ließen sich auf dem kürzesten Weg nach dem Hafeneingang tragen, um vor demselben mit Hast die Segel herabzulassen, die das Schiff sonst auf's Trockene geführt hätten, und mit den Rudern mühsam zwischen den tanzenden Wellen sich zu den Zollwächtern zurückzuarbeiten.

Das lange schmale Boot mit den dünnen Segeln that nicht so. Es hielt mit der Spitze weit rechts, als wolle es unter die Oliven fahren, an deren weißem Strande sich die Wellen schäumend brachen. Wenige Schritte noch von ihnen entfernt und in einer Höhe mit dem Hafeneingang, sah man das Schiff links wenden, während das hintere Segel nach rechts umschlug, daß es unter der Wucht des Windes mit der Spitze der unteren Stange den Schaum der Wellen berührte. Es richtete sich wieder auf, aber mit der geraden Linie war auch die Pfeilgeschwindigkeit seines Laufes gebrochen und noch immer rasch, aber mit ruhiger Sicherheit fuhr es quer durch die Wellen. Man hatte jetzt Gelegenheit, nicht blos die Reisigbündel, sondern auch die Leute zu sehen, welche sich im Schiff befanden.

Nachdem das hintere Segel umgeschlagen, hatte sich ein Mann an die Spitze des Bootes begeben, der an den vorderen Mast gelehnt und mit über der Brust gekreuzten Armen dastand und sich so sicher zu fühlen schien, als stehe er auf ebenem Boden. Fast die ganze Gestalt des Mannes war über dem niederen Bord des Schiffes sichtbar, sie war kurz und ge-

drungen und der kleine Kopf mit dem runden mageren Gesicht ohne Bart und der rothgebrannten Hautfarbe stand seltsam zu den breiten Schultern und den kräftigen Gliedern. Der Mann trug einen rothen Fez, gleich Giuseppin, weit aus der Stirn gerückt, ein Matrosenhemd aus blauer, grober Leinwand, Beinkleider aus demselben Stoff, wie die Giuseppin's, und die Verbindung zwischen Hemd und Hose wurde hergestellt durch eine rothe Wollschärpe, deren zerrissene und kurz gewordene Enden von der Seite herabhingen, nicht unähnlich den Resten einer im Kampf zerfetzten rothen Fahne.

Während die Aufmerksamkeit der Zollbeamten fast ganz durch den Anblick des einen Mannes in Anspruch genommen war, der aufrecht zwischen sprühenden Wellen auf sie zukam, waren die sanften Augen Giuseppin's auf das Hintertheil des Schiffes gerichtet, wo auf den Reisigbündeln, die Manetta des Steuers zwischen Arm und Brust haltend, eine weibliche Gestalt in halb sitzender, halb liegender Stellung sich zeigte. Das ernste, fast finstere Gesicht des Mädchens verscheuchte mehr noch als die Bauart des Schiffes und der geringe Raum, den es einer umfangreicheren Ladung bot, jeden Ver=

dacht der Koketterie, welchen eine Stellung hätte hervorrufen können, die so ganz geeignet war, die weiche Grazie eines weiblichen Körpers vom reinsten Ebenmaß ahnen zu lassen. Das braune Kattunkleid, welches des Mädchens Glieder bedeckte, schmiegte sein morsches Gewebe dicht an die schlanken Formen und seine dunkle Farbe hob das gelbliche Weiß der Arme und des Halses, die aus ihm hervorragten, blendend hervor. Das Gesicht des Mädchens, das auf den Holzbündeln lag und mit einer Sicherheit wie ein alter Steuermann das Schiff lenkte, trug alle Merkmale, welche die jüngeren Frauen dieser Gegend kennzeichnen. Sie hatte die großen schwarzen Augen, das scharfe, gebogene Näschen und die gelblich weiße Hautfarbe. Aber Alles war veredelt durch die Reinheit sämmtlicher Linien und einen ernsten, fast strengen Zug, dem man bei dem unbekümmerten, sinnlichen Frauenvolk dieser Länder wohl selten begegnet. Auch das Antlitz der Schifferin hatte ihr Erbtheil erhalten von der heißen felsigen Natur, die sie umgab, die dunkelrothen breiten Lippen, die sich dehnenden Flügel der kühnen Nase, das verhaltene Feuer der großen Augen deuteten auf einen Vulkan, dessen schweigende Gluth vielleicht

allgewaltig hervorbrach, wenn ein weckender Funke die Bahn zu ihm gefunden.

Für jetzt verzog ein fast verächtlicher Zug die rothen Lippen und mit einer für ein so junges Wesen fast unheimlichen Gleichgültigkeit schauten die schwarzen Augen auf das Gewühl des Hafens, die sich balgenden Jungen, die gaffenden Fischer und auf Giuseppin, der auf dem schmalen Querdamm so weit vorgetreten war, wie vorhin, da er auf Befehl Teresina's die Jacke des kleinen Francesco aus dem Wasser fischte.

Haarscharf fuhr das Schiff am Damm entlang, auf dem die Zollwächter, die Durchsuchung einer großen Barke unterbrechend, mit nicht sehr freundlichen Gesichtern des kleinen Fahrzeugs harrten.

Das Mädchen am Steuer hatte sich aufgerichtet und mit einem Zug die Schleife der beiden Stricke gelöst, welche an einer eisernen Rudergabel befestigt waren. Die Segel flatterten wirkungslos im Winde. Das Mädchen beugte sich zum hinteren Mast nieder, der Mann zum vorderen. Langsam sanken die Segel an ihren Masten herab. Der Mann ergriff eines der langen Ruder und hielt es wie eine Lanze vor

die Spitze des Schiffs, das noch langsam sich vorwärts bewegte. An der Vertiefung, welche von dem Zollhäuschen an's Wasser führte, fand die Ruderstange Widerstand. Das Schiff hielt. Der Schiffer legte das Ruder in's Boot, drückte dieses vollends an die Treppe, indem er mit den Händen die großen Quadern des Dammes erfaßte, und blieb dann wieder gleichgültig und unbeweglich, die Zollwächter erwartend, welche mit eisernen Ladstöcken bewaffnet die Treppe herunter eilten.

Der kleine Schiffer rührte sich nicht. Das Mädchen machte ihr Kleid los, das an einigen spitzen Aesten der Reiser hängen geblieben war.

Der Schiffer rückte auch nicht die Segel zur Seite, welche die Zollwächter beim Einsteigen verhinderten. Aergerlich verschafften sich die grün gekleideten Wächter Raum.

„Woher kommt Ihr?" fragte der Eine, ein langer, hölzerner Bursche mit starr gewichstem rothen Schnurrbart und einer Aussprache des Italienischen, welche den Böhmen verrieth.

„Tempesta" ... war die kurze Antwort des Barcajuol.

„Eure Ladung?"

„Ihr seht es — Holz ...“

Der rothbärtige Bursche stieg mit seinem Ladstock nach hinten und bohrte ihn einige Male tief in die Reisigbündel.

Er schien mit dieser Visitation zufrieden sein zu wollen und wendete sich in leisem Tone mit herablassender Vertraulichkeit an das Mädchen.

„Will für diesmal nicht allzu genau nachsehen, Euretwegen, schöne Anna ...“

Das Mädchen sah ihn an so gleichgültig, als ob sie den Mastbaum betrachte, der neben ihnen emporstrebte. Dann zuckte sie verächtlich die Achseln.

„Seht nach, so viel Ihr wollt ...“

„Also Ihr seid wirklich nach Tempesta gewesen und nicht an der Seite von Brescia?“

Anna wandte ihr Gesicht halb zur Seite, als sei ihr das häßliche, vertrauliche Lächeln des Zöllners zu widerwärtig, um es länger ansehen zu können, und antwortete mit einer leichten Bewegung nach ihrem Bruder hin: „Dort ist der Patron des Schiffs — fragt ihn!“

„Aber ich will es von Euch wissen!“ sagte der Zollwächter, zudringlich an das Mädchen herantretend, „ich sehe lieber in Euer

hübsches Gesicht, als in die Triefaugen Eueres Bruders."

In der That wurde das Gesicht des Barcajuolo durch ein paar kleine Augen mit entzündeten Rändern und fast ohne Brauen so verunziert, daß auch der ruhige, fast verwegene Ausdruck einer großen Entschlossenheit den unangenehmen Eindruck nicht ganz zu verscheuchen vermochte, den der erste Anblick derselben hervorbrachte.

Anna's Brust hob sich unter den Falten des Kattunkleides heftig auf und nieder, wohl zugleich ob der Beleidigung ihres Bruders, als wegen der frechen Annäherung des Zollsoldaten. Ihr Gesicht wurde von einer Gluth überdeckt, ähnlich dem hellen, feurigen Braun der Glaskirsche, deren weiße Stämme mit der Höhe der entlaubten Pappeln wetteifernd, über die Gartenmauern der Campagna ragten. Ihre Augen öffneten sich weit und flammten dunkel auf voll Schmerz und Zorn... Sie stand am Rande des Boots und konnte nicht weiter zurück, des Zollwächters Athem berührte fast ihr Gesicht — da taumelte er, von ihrer geballten Faust vor die Brust getroffen, zurück. Der galante Wächter konnte sich eben noch am Strick des

Segels halten, sonst wäre er in's Wasser gefallen.

Lautes Gelächter schallte vom Ufer aus den Reihen der Fischer, welche durch die strenge Aufsicht an der Grenze in der Ausübung ihres Berufs vielfach gehindert waren, in den Zollwächtern ihre natürlichen Feinde sahen und jede Verlegenheit derselben lebhaft begrüßten.

Giuseppin starrte bleich und erregt auf das seltsame Schauspiel, aber er war das Kind frommer, loyaler Eltern, sein Vater war als Kaiserjäger mit der Tapferkeitsmedaille decorirt worden und hatte auch seinem Sohn einen tiefen Respect vor allem Kaiserlichen eingepflanzt. Giuseppino war einer der wenigen Burschen, welche man hie und da mit den Zollwächtern im Wirthshaus des Antonio, des Vaters der munteren Teresina, trinken sah... So sehr er die Annäherung seines Bekannten an Anna mißbilligte, so mußte ihn ihre Heftigkeit gegen einen kaiserlichen Angestellten, der sich wohl etwas mehr erlauben durfte, als ein gewöhnlicher Mensch, geradezu erschrecken.

Während der kurzen Unterredung zwischen Anna und dem rothen Zollwächter hatte Domenico im Hintertheil des Schiffes mit dem Einnehmer,

einem grämlichen Alten mit zahnlosem Mund und kurzem grauen Schnurrbart, der fortwährend die weißen Augenbrauen weit in die Stirn hinauf zog und sehr schlau in sich hineinlächelte, folgende Worte gewechselt:

„Euer Schiff ist zu schmal für Holz, Domenico — Ihr habt es für andere Ladungen in Gargnano bauen lassen, seit Euer letztes sonderbarer Weise gerade in derselben Nacht verschwand, als unsere Leute auf ein Schmugglerschiff feuerten. Ihr erinnert Euch, Ihr wart auch einige Wochen unsichtbar und kamt dann mit einer Narbe auf der Stirn wieder. Weil am Abend vorher ein starker Sturm war, habt Ihr damals angegeben, daß Euch die Wellen Euer Schiff an den Felsen der Tempesta zerschlagen und fortgeführt und Euch selbst, der es retten wollte, mit der Stirn an die Steine geworfen hätten. So sagtet Ihr, Domenico, und der Richter sprach Euch frei, weil man Euch nicht erkannt hatte. — Wir glaubten Euch nicht. Wir wissen, daß das Schiff, welches sich damals in das Gebüsch der Sarca schlich und lieber auf sich schießen ließ, als hielt, das Eure war, wir wissen, daß es nur so plötzlich verschwand, weil Ihr es vor unseren Augen versenkt und Euch

durch Schwimmen gerettet habt... Wir wissen selbst die Stelle noch, wo das Schiff liegen muß..."

Domenico hatte mit gleichgültigem Ernst und ohne die verschränkten Arme zu lösen, der nachträglichen Anklage des Alten zugehört.

„So sucht es!" war die ruhige Antwort, die er dem geschwätzigen und auf die Schlauheit seiner Entdeckung stolzen Alten gab.

„Wir würden es nicht finden," gab dieser mit ernstem Kopfnicken zur Antwort. „Der See ist dort sehr tief und täglich entleert sich das Geschiebe der Sarca in seinen Grund. Aber wir wissen, was wir wissen. Auch dieses Schiff ist nicht gemacht, um nur Holz von der Tempesta zu holen.

Domenico deutete auf die Reiser-Bündel, in denen der galante Zollwächter eben mit dem Ladstock herumstach.

„Es führt Holz, wie Ihr seht —"

Der Alte nickte ein paar Mal langsam mit dem Kopf und zog die Brauen fast unter den Mützenschirm empor.

„Hm! Hm! Ja — sehe!" Dann trat er mit dem Fuß auf die Bretter, mit denen der Boden des Schiffs abgeflacht war: „Hebt mir einmal die Bretter auf da, Domenico!"

Domenico rührte sich nicht.

„Wenn Ihr's für nothwendig haltet, so thut es selbst."

Der Alte bückte sich mühsam. In diesem Augenblick aber gerieth das Schiff durch das Zurücktaumeln des andern Zollwächters in so heftiges Schwanken, daß auch der Alte der Länge nach auf den Boden fiel. Wüthend richtete er sich empor, aber Domenico stand bereits im Hintertheil neben seiner Schwester, wo der galante Zollwächter schimpfend die Bänder der Reisigbündel auseinanderriß, daß die Hälfte des Holzes in's Wasser fiel und von den Wellen fortgetrieben wurde.

„Ihr habt nicht das Recht, die Arbeit eines Tages in den See zu werfen!" schrie Domenico, und sein Gesicht erhielt eine Farbe wie Zinnober, und die Ränder seiner Augen erschienen noch entzündeter als vorher.

„Eure Schuld, warum ist Euer Boot nicht breiter als ein Schmugglerkahn! Könnt Euch beschweren, wenn Ihr wollt — ich thue, was meines Amtes ist."

Thränen der Wuth in den schwarzen Augen sah Anna wieder ein halbes Bündel des Reisigs den Wellen übergeben, das ihr Bruder manchmal

mit Lebensgefahr von den kahlen Felsen geholt hatte.

„Sei ruhig, Anna!“ sagte er. „Wir essen eben erst morgen Polenta. Dieser Mann wird seiner Strafe nicht entgehen.“

Der rothbärtige Zollwächter, der das gehört hatte, wendete sich um und erbleichte unter dem Blicke Domenico's, der auf ihm ruhte.

„Thut, was Ihr wollt!“ stotterte er. „Ich habe keine Furcht! Hahaha! Ich fürchte einen elenden Schmuggler nicht, und das zweite Mal halte ich das Gewehr tiefer...“

Domenico antwortete nicht. Auch der Zollwächter setzte seine Untersuchung nicht fort, sondern machte Anstalt, das Boot zu verlassen. Der schlaue Einnehmer gesellte sich zu ihm, nachdem er vergeblich den ganzen Boden des schmalen Bootes seiner Bretter entblößt hatte, daß die gebauchten Rippen bloß lagen.

„Zehntausend Stück Cigarren gehen hier herein,“ plapperte er, „an der Seite packt man einen Zuckerhut über den andern, und in der Mitte können noch acht Mann stehen. Sehr gut gebaut, Euer Schiff, Domenico, sehr gut!“

Schon hatten die Beiden das Schiff verlassen und Domenico machte Anstalt, es abzustoßen, um

an die gegenüberliegende Seite des Hafens zu gelangen, als der Einnehmer den Strick eines Segels bemerkte, der im Wasser nachschleppte. Bei seiner Hast, diesen Strick zu ergreifen, wäre der Einnehmer abermals beinahe in's Wasser gefallen.

„Sie schleppen etwas unter dem Wasser nach!" rief er.

Der Strick war leicht, und bald kam sein Ende.

Enttäuscht und ärgerlich gingen die Beamten in ihr Häuschen. Domenico that ein paar Ruderschläge, warf den kleinen Anker in's Wasser, daß die Kette rasselnd nachlief, und an's andere Ufer springend, brachte er das Schiff so weit an den Damm, wo Giuseppino stand, daß seine Schwester aussteigen konnte. Die Hälfte ihres Holzes schwamm im Hafen und wurde von den tanzenden Wellen in den See getrieben...

Guiseppino wollte schüchtern Anna beim Aussteigen behülflich lein. Sie nahm seine Hand nicht und sah ihn kalt und verächtlich an.

„Es hat Dir wohl gefallen, Giuseppin, daß Deine Freunde uns das Holz in's Wasser warfen, von dem wir Polentamehl kaufen wollten?"

Giuseppin sah zu Boden.

„Sie sind in ihrem Amt, und Ihr begegnet ihnen immer unfreundlich..." sagte er halb schüchtern, halb tadelnd.

„Im Amt!" höhnte Anna. „Was gehen meine Augen sein Amt an?"

„Es war wohl ein Scherz!" stotterte Giuseppin.

„Ich liebe solche Scherze nicht," sagte Anna trocken, „noch weniger diejenigen, welche sie vertheidigen."

Giuseppin wurde bleich:

„Ich wollte von Dir Abschied nehmen, Anna. Ich soll nach Arco zum Loosen, ob ich Soldat werden muß oder nicht... Dann sind wir vielleicht für lange getrennt. Mein Vater ist reich genug, um mir einen Mann zu stellen, aber er wird es nicht thun..."

„So geh," sagte Anna wieder. „Mögest Du erreichen, was Dir am liebsten ist..."

„Und was ist Dir am liebsten, Anna? Wünschest Du nicht auch, daß ich zurückkomme?"

„Gewiß — Dein alter Vater hat Dich nöthig und liebt Dich sehr!"

„Und Du?" fragte Giuseppin mit Thränen

in den Augen und bebender Stimme. „Du liebst mich nicht —"

Es war ersichtlich das erste Mal, daß an Anna eine ähnliche Frage gerichtet wurde. Ihr Gesicht röthete sich sehr stark und sie sah sich wie ängstlich nach ihrem Bruder um, der damit beschäftigt war, den auf dem Schiff verbliebenen Rest des Reisigs wieder in Bündel zu bringen.

„Ich?" sagte sie endlich zögernd, als sie die Augen des Burschen noch immer bang auf sich gerichtet sah. „Nun ja — Du warst immer freundlich gegen mich, hast nie böse von mir gesprochen, hast sogar meinetwegen manches bittere Wort erfahren von Deinem alten Vater. Wir haben als Kinder mit einander gespielt, dort drüben unter den Oliven, sind zusammen auf den großen Stein geklettert im See, und haben uns gefreut, wenn die Ora das Wasser über unsere Köpfe und schöne Steine an's Gestade warf. Du warst lange der treue Kamerad meines Bruders, bis er — bis Dein Vater nicht mehr wollte, daß ihr mitsammen fuhrt. Ich weiß, weswegen," fuhr Anna, die oftmals gestockt hatte, als könne sie nicht zu dem bittern Ende ihrer Rede kommen, erleichtert und rascher fort, als fürchte sie eine Unterbrechung. „Ich bin Dir eine gute Freun-

din und werde für Dein Glück zur Jungfrau Maria beten, damit Du einmal eine gute Frau bekommst.“

„Und Du willst diese Frau nicht sein?“

Anna schüttelte ernst den Kopf:

„Dein Vater verachtet uns...“

„Nicht Dich — er glaubt nicht, was sie über Dich lästern, er hat mir erst heute gesagt, und gelacht dabei, er wisse recht wohl, daß ich Dein Schatz sei.“

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, fuhr Anna's sanft vornüber gebeugte Gestalt in die Höhe. Ihr Auge blitzte fast unwillig.

„Mein Schatz! Aber der bist Du nicht, Giuseppin Fava! der wirst Du nie, so gewiß als jene Oliven da drüben schon grünten, ehe noch ein Stein von Deines Vaters großem Haus auf dem andern lag. Laß Dich's nicht verdrießen, Giuseppin!“ fuhr sie milder fort, als sie den Schrecken gewahrte, der mit dieser unerwarteten Nachricht über den Burschen gekommen war. Man nennt Dich den hübschen Giuseppin — alle Mädchen des Dorfes lächeln Dir zu. Teresina, die meine Freundin war, haßt mich Deinetwegen. Ihr Vater hat viele Gärten und verdient viel Geld von den reichen Fremden, welche die Paläste

ihrer Heimath verlassen, um an unserm großen See zu wohnen..."

„Aber ich will sie nicht! Ich will nur Dich, Anna! Sage mir, was Du gegen mich hast."

Das Flehen des Burschen hatte etwas von dem Weinen eines eigensinnigen Kindes, welches durchaus ein anderes Spielzeug verlangt, als das ihm gehören soll.

Anna mochte etwas davon fühlen, denn die Milde ihres Gesichts verschwand fast ganz, und ernst und entschieden sagte sie:

„Du kannst mein Schatz nicht sein, Giuseppin, weil Du kein Mann bist, nie einer wirst..."

Mit wirklichem, unwilligem Erstaunen sah Giuseppin auf:

„Kein Mann... Ich war Jahre lang der Gefährte Deines Bruders. Frage ihn, ob er mich jemals erbleichen sah, wenn die bösen Wetter von den Gletschern herunterstürmten durch den Ponal und die Wasser unseres Sees in die Luft warfen, ob er mich je erbleichen oder mein Ruder loslassen sah..."

„Nicht das, nicht das!" sagte Anna eifrig. „Du bist ein braver Barcajuol, ich weiß es. Aber gegenüber den Menschen hast Du keinen

Muth! Du kannst mein Schatz nicht sein, Giuseppin!"

Giuseppin senkte erbleichend das hübsche Gesicht. — —

5.
Mola la catena.

Kurz nach der Ankunft Domenico's und seiner Schwester war der mit zwei schwarzen Maulthieren bespannte Wagen des Hotels „zur Sonne" in Riva über das holperige Pflaster der Piazza gerollt und hatte vor der morschen Thüre von Teresina's Vater, Antonio, Halt gemacht. Ein hochgewachsener, breitschulteriger Herr hatte sich aus dem schwarzen Carbonarimantel gewickelt, den er zum Schutz gegen die Ora umgenommen, und das leichte Fuhrwerk verlassen, um mit kurzem Gruß an dem unter der Thüre sich tief verneigenden schlauen Gesichte von Teresina's Vater vorüber nach dem Hafen zu gehen.

Der Kutscher führte inzwischen die Maulthiere mit dem klappernden rothen Geschirr in den Stall,

den sie schon von den Ausflügen anderer Fremden kannten, und befriedigte die Neugierde des braven Antonio, der schon ein paar blinkende Marenghis aus den Taschen des Fremdlings in die seinige wandern sah, dahin, daß er ihm erzählte, der Fremde sei heute Morgen mit dem Dampfer von Peschiera gekommen, und müsse jedenfalls ein Fürst oder etwas Aehnliches sein. Nachdem er etwas Speise zu sich genommen und eine Flasche Wein getrunken, habe der Fremde den Auftrag gegeben, sein Gepäck direct nach Arco zu befördern, für sich selbst aber einen Wagen über Torbole nach Arco verlangt. Er habe die Rechnung bezahlt, ohne sie nur anzusehen, sei splendid mit Trinkgeldern gewesen, und sei, nach einigen Fragen zu schließen, die er an ihn, den Kutscher, gerichtet, mit der Gegend wohl vertraut, nur vielleicht lange nicht dagewesen. Der Fremde sei jedenfalls ein steinreicher Signore aus dem Königreich...

„Ohne Zweifel ein Fürst! Ganz die Gewohnheiten eines Principe. Sind schon mehrere bei mir gewesen," nickte Antonio befriedigt, ließ einen zweiten Schoppen Wein für den mittheilsamen Kutscher der Sonne holen und überlegte im Geiste, um wieviel die Summe, um die er

einen Fürsten plünderte, sich von der Prellerei gewöhnlicher Menschenkinder unterscheiden müsse. Nachdem er mit sich über die Zahl der Marenghis einig geworden war, welche der Fürst, der in Riva nur gefrühstückt hatte, für das Mittagsmahl, das er unzweifelhaft in Torbole einnehmen wollte, bezahlen sollte, ließ er die Lachsforelle, welche ein Fischer todt auf dem Spiegel des Sees gefunden und Antonio gegen ein Glas Wein abgelassen, und welche nun schon acht Tage auf den fremden Gourmand wartete, der die schon von den Römern gepriesenen Fische des Sees zu kosten kam — diesen Fisch ließ Antonio in trübem Oel, denn das klare verkaufte er, auf eisernem Roste braten, wobei sich die muntere Teresina fortwährend das Näslein zuhielt und lebhaft bedauerte, daß sie kein Mittel besaß, ihre ehemalige Freundin Anna als Strafe dafür, daß sie von Giuseppin so sehnsüchtig erwartet wurde, an diesem Fürstengericht theilnehmen zu lassen. Ihre Mutter Maria, eine Tyrolerin, an der nichts als die harte, krachende Aussprache des Italienischen an ihre deutsche Heimath erinnerte, hieß Teresina ein unnützes Ding und den Fisch ausgezeichnet, und fand es ganz in der Ordnung, daß der kleine Francesco die frisch gewaschene

Jacke bereits über und über beschmutzt hatte und sich das unschuldige Vergnügen machte, unter fortwährendem Heulen und Stampfen seiner Schwester eine Rockfalte nach der andern vom Leibe zu reißen.

Der Fremde, welcher die Familie des braven Antonio so sehr in Aufregung versetzt hatte, wandelte inzwischen unter den Fischern am Hafen umher, die sich nach dem Vorbild ihrer Rivaer Genossen da und dort an ihn drängten, um ihn zu einer Lustfahrt nach dem Ponal oder anderswohin in einer ihrer schlechten Barken aufzufordern, da die Ora inzwischen fast ganz aufgehört hatte und der See immer ruhiger wurde.

Die zerlumpten Fergen versäumten nicht, ihre Forderung beizufügen, und der Ankömmling verbarg keineswegs sein Erstaunen über die Maßlosigkeit, mit der Leute, welche wochenlang von dem Erlös einiger Fische lebten, eine vermeintliche Unbekanntschaft mit den Sitten ihres Landes auszubeuten suchten.

Der Fremde war ein Mann von etwa dreißig Jahren und sein Wuchs überragte denjenigen gewöhnlicher Menschenkinder um mehrere Zoll. Man hätte ihn einen Riesen nennen können, wenn mit diesem Namen nicht zugleich eine ge-

wisse Plumpheit bezeichnet würde, die der Fremde nicht besaß. Sein Bau war der Höhe des Körpers entsprechend, stark aber schön und ebenmäßig bis zu den merkwürdig kleinen Händen und einem schmalen Fuß, der nach der Gewohnheit norditalienischer Landedelleute mit einem hohen schwarzen Rohrstiefel bekleidet war. Die breiten Schultern endeten in einem muskulösen Hals und dieser trug einen hübschen Kopf mit dichtem dunklen Haar und dünnem schwarzen Schnurrbart. Vergeblich aber hätte ein Künstler in diesen Zügen nach einer Einheit der Linien, wenn man so sagen darf, nach einem Gedanken geforscht, der die Künstlerhand der Natur bei der Hervorbringung dieser kühnen Form geleitet habe, die zu keinem ihrer gewöhnlichen Modelle passen wollte. Die wilde Energie, die in dem breiten Mund mit den starken Zähnen, dieser feinen Nase, dem hervortretenden Knochenbau der Wangen, einem Kinn von edelster Form, einer kurzen, weit vorstehenden Stirne lag, hatte etwas von dem vulkanischen zerklüfteten Charakter der Bergwelt, zu welcher der Riese hie und da mit einer Art schmerzlicher Trauer die tiefliegenden dunklen Augen erhob. Seine Kleidung, etwa die Reitstiefel ausgenommen, unter-

schied sich nicht wesentlich von der, wie sie die elegante Jugend von Florenz oder Venedig in jenem Jahre trug, sie bestand aus weißer Weste, dunklem Rock und einem hohen steifen Hut mit breitem Rand, wie er in Italien als Modell Cavour, in Deutschland als deutscher Hut zu verschiedenen Epochen immer wieder auftauchte — man ist ihm zuletzt als deutscher Kaiserhut begegnet.

Die Blicke des Fremden wendeten sich von der herrlichen Rundschau mit Interesse zu dem Treiben der Fischer und Barken. Die größeren Schiffe hatten die zollamtliche Visitation noch nicht vollendet. Die Fischer brachten ihre zappelnde Beute in großen Netzen an's Land, die an den Seiten der Barken niederhingen. Da erschien neben dem dunkelgestreiften breitköpfigen Hecht, der mit den Fischern in Zerstörung der übrigen Bewohner des Sees erfolgreich wetteiferte, die silberschuppige, schwarzgezeichnete Trutta des Gardasees, welche auf den Menus der besten Pariser Restaurants eine bevorzugte Stelle einnimmt. Meist schon todt lag neben ihr der stammverwandte, aber kleinere Carpione, selten über ein Pfund schwer, eine Art Hornlachs mit sehr zartem rosenrothen Fleisch, das

schon die alten Römer sehr liebten. Ihm folgten die silberschimmernden Agoni, mit breitem Körper und spitzzulaufendem Kopf, welche, obwohl zum Raubfisch von der Natur wenig ausgerüstet, dennoch, wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, auf ihre eigenen Sprößlinge, die Sardenen, Jagd machen. Auch diese schaffen die Fischer in großen Körben an's Land. Sie wandern in die umliegenden größeren Ortschaften, wo sie, sammt den Eingeweiden auf dem Rost gebraten, Freitags eine beliebte Zuspeise zur Polenta bilden. Diejenigen, welche man dort nicht kauft, kommen nach tagelanger Fahrt zurück in's Fischerdorf und sind den Bewohnern nun erst um einen Preis, den sie erlegen können, erreichbar. Langlebige Aale und eine besonders gute Art von Schleien, Stenca genannt, der Bulbero, unser Karpfe, der Barbe und ein großer Weißfisch, der Cavassone, bildeten den Schluß der Tributs der Seebewohner, welche der nur langsam zu zerstörende Reichthum des schönen Sees seinen unvernünftigen Gebietern noch immer lieferte.

Der große fremde Mann drängte sich durch das Gewühl der Fischer und Händler und stand vor der Barke Domenico's. Dieser hatte sein

Holz an's Land gebracht, hatte die Masten umgelegt und schickte sich eben an, mit der ihm eigenthümlichen Ruhe und Kürze der Bewegungen, die beiden durchsichtigen Seegel aufzurollen, als er von einer leisen tiefen Stimme seinen Namen rufen hörte:

„Domenico Lazise!"

Der Barcajuol ließ den Knoten unvollendet, den er eben um sein Segel schlang, und erhob den Kopf mit einem raschen Ruck und nicht eben freundlichem Ausdruck, der aber ganz zu der Art des Mannes paßte, welcher den Kampf mit den Elementen und den Menschen als sein ihm beschiedenes Tagewerk ruhig hinnahm und mit beiden so gut als möglich fertig zu werden suchte.

„Domenico Lazise!" sagte der Fremde nochmals und streckte fast mit zärtlichem Ausdruck die beiden Hände gegen den Fischer aus. „Sind sieben kurze Jahre hinreichend, um uns das Gesicht unserer Freunde vergessen zu lassen?"

Noch immer starrte der Barcajuol mit unruhigen Wimpern, als ob er in's Feuer schaue, auf den Mann, der so zu ihm redete, die Schnur des Segels war aus seiner Hand gerutscht und dieses rollte sich, der Schwere der einen Stange

folgend, die auf den Boden fiel, langsam auf. Ueber Domenico's Gesicht zuckte es, als ob die um die Backenknochen gespannte rothe Haut zerreißen wollte, und endlich sagte er halblaut in seiner kurzen, rauhen Weise:

„Madre santissima! Graf Hyacinth! Man sagte, Ihr wäret todt!"

Der Fremde streckte von dem Damm, von dem Giuseppin Francesco's Jacke geholt, dem Schiffer noch immer die Hände hin.

„Ich denke, Du glaubst lieber mir — daß ich noch am Leben bin, Domenico!" sagte er mit einem Lächeln, das nicht ganz frei von Bitterkeit war. „Also für todt erklärten sie mich, weil ich nicht mehr bei ihnen war. Wenn sie uns nicht mehr sehen, ist man für sie todt. Lebendig ist nur der liebe Nachbar, der mit ihnen unverdrossen an derselben Kette der Schmach schleppt und sich jeden Abend mit ihnen in dem Weine berauscht, der mit der gnädigen Erlaubniß fremder Steuerboten auf ihrem eignen Boden wächst. Die Kröte glaubt auch an kein Leben außer der schwülen Atmosphäre ihres Sumpfes, bis sie die Krallen des Geiers spürt, der sie empor zu den Wolken trägt. Auch sie werden früh genug die Krallen des Geiers in ihren pomadisirten Haaren

spüren, die Herren und Freunde, die mich für todt halten..."

Domenico's Gesicht hatte den Ausdruck einer tiefen Rührung angenommen. Mit ehrfurchtsvoller Scheu, die linke Hand flach auf der Mitte der Brust, lauschte er den Worten des Todtgeglaubten, aber sein Gesicht zeigte auch, er habe sie nicht verstanden...

„Und Ihr bleibt wieder bei uns, Herr!" sagte er jetzt und seine Stimme klang plötzlich weich und flehend und sein Gesicht erschien fast schön unter der hoffnungsvollen Freude, die darauf lag. „Als man sagte, Ihr seiet todt, habe ich es bitter bereut, nicht mit Euch gegangen zu sein, damals als Ihr in den Krieg zoget. Mir war immer, als ob Ihr nicht gestorben wäret, wenn ich bei Euch gewesen — aber Ihr wißt, meine alte kranke Mutter konnte ihr Lager nicht verlassen und Anna war noch ein Kind... Ich konnte nicht..."

„Ich habe das später auch begriffen, Domenico! wenn ich auch einen Augenblick lang ungerecht gegen Dich war. Ich habe es oft bereut, Dich damals einen Feigling gescholten zu haben. Ich habe mir alle unsere tollen Fahrten in's Gedächtniß zurückgerufen — wie Du über mir wachtest,

wenn die Borraska unser Schifflein vor sich hertrieb, wie eine Feder. Ich schlief am Boden des Schiffes, so sicher fühlte ich mich bei Dir. Und wenn meine Thorheit von Dir verlangte, schon um Ostern den Altissimo zu besteigen, Du gingst voran über die Schneefelder der verwehten Schluchten. Und als mich die schwarze Viper stach, in der Bucht von Parabone, wo wir so gern den Nachtigallen lauschten und den seltsamen Formen der gelben Felsen nachschauten bis in ihre blaue Tiefe, da hast Du mich vom Tode gerettet. Bleischwere Betäubung legte sich auf mein Gehirn, Du rissest mich empor. Ich schlug nach Dir, weil Du mich nicht schlafen ließest. Ich schlug Dich in's Gesicht, ich biß Dich in die Hand. Du aber rissest mich empor und schlepptest mich durch die Oliven der Tempesta mit Dir fort über die Felsen, bis der letzte Faden unserer Kleider vom Schweiße naß und ich gerettet war. Das Alles fiel mir ein und machte mir es doppelt schwer, daß ich Dich gekränkt hatte. Ich wollte Dir schreiben ..."

Graf Hyacinth stockte.

Domenico hatte sein Boot verlassen und stand neben ihm auf dem Damm; die Hand auf der

Brust und in ehrfurchtsvoller Haltung. Etwas wie Verlegenheit spiegelte sich bei den letzten Worten des Grafen auf seinem harten Gesicht. Dann sagte er lächelnd:

„Aber Ihr wußtet, daß ich nicht lesen kann...“

„Es ist nicht Deine Schuld, Domenico,“ sagte der Graf begütigend. „Das und vieles andere Elend haben Andere zu verantworten... Wie geht es Dir?“

Der Graf ließ einen forschenden Blick über die Gestalt des Barcajuol hinabgleiten.

„Um die Wahrheit zu sagen, schlecht. Die Krankheit meiner Mutter hat Alles aufgezehrt. Ihr wißt, sie konnte nicht gehen und manchmal sah sie Dinge, die nicht da waren, und redete irre. Monatlich ließ ihr unser Professor zur Ader, und damit sie nicht aus Schwäche starb, mußte sie immer Fleischsuppe trinken und Hühner essen. Das Fleisch aber ist theuer und die Hühner, die man im Dorfe zieht, sind für die Wirthe in Riva und Arco, um sie den Forestieris vorzusetzen... nicht für uns. Ich fischte damals noch... das war zu unsicher. Dann fuhr ich zwischen Riva und Tempesta Holz. Dann...“ die Stimme Domenico's wurde unsicher und er sah scheu zu Boden. „Dann,“ fuhr er stockend

fort, „zerschlug mir der Sturm meine Barke an den Steinen der Tempesta.“

„Dir, Domenico! dem erfahrensten Barcajuol auf dem See?“ rief Graf Hyacinth mit wahrhaftem Erstaunen. „Das muß ein großer Sturm gewesen sein, Domenico...“

Domenico wurde immer verwirrter.

„Ja, ja, es war die böseste Nacht, die ich erlebt...“

Das Erstaunen des Grafen wuchs.

„Nacht? Was thatest Du bei Nacht auf der Tempesta?...“

„Der Sturm hatte schon Mittags angefangen. Ich wollte sein Ende abwarten,“ brummte Domenico, ohne die Blicke zu erheben... „Ich brauchte lange, bis ich ein neues Schiff bekam, und die Herren in Riva nahmen für ihr Holz einen Andern...“

Kopfschüttelnd sah der Graf zu Domenico nieder, der mit gebeugtem Haupte und allen Zeichen einer großen Verlegenheit vor ihm stand. Da sah er die Narbe auf Domenico's Stirn, die sich deutlich unter das Haar verlor.

„Die Narbe auf der Stirn hattest Du früher nicht!“

„Die Wellen des Sees warfen mich an die

Steine der Tempesta, als ich mein Boot retten wollte," sagte er tonlos.

Das Gesicht des Grafen hatte bei aller Milde einen Zug ernster Strenge angenommen.

„Il lago è traditore. — Der See ist ein Verräther, ich weiß es wohl — aber früher betrog er Dich nie, Du sahst die Wetter, wenn sie noch hinter den Bergen waren. Hast Du Dich etwa dem Trunk ergeben?"

„Nossignor Padrom!" sagte Domenico entschieden. „Ich trinke nur Wasser aus dem See..."

„Das freut mich, Domenico! Der Trunk ist ein leider nur zu verbreitetes Laster in dieser Gegend. Die besten Freunde stechen sich im Rausche nieder, um eine Dirne, die keinen von ihnen will. Die Corsicaner, bei denen ich einige Zeit zubrachte, haben das Sprüchwort: Homme de vin homme de rien, das heißt: Ein Mann der trinkt — sinkt. Es hätte mich geschmerzt, Dich anders zu finden, als ich Dich verlassen hatte. Auch Deine Augen sind entzündeter als je. Das und die sonderbare Geschichte mit dem Schiff brachten mich zu dem Verdacht."

„Meine Augen, ja, ja, das ist ein schlimmes Andenken an die Masern, die ich als sechsjähriger

Junge hatte,“ nickte Domenico, indem er sich mit der Hand darüber fuhr. „Die werden allerdings immer schwächer — besonders Nachts…“

Wieder blickte ihn der Graf mißtrauisch an.

„Des Nachts? Du hast mir noch nicht gesagt, was Du jetzt treibst, nach dem Zerschellen Deines Bootes…“

Wieder wurde Domenico sichtlich befangen. Die Unterredung hatte ganz den Charakter eines Verhörs angenommen.

„Ich fahre Holz von der Tempesta und verkaufe es auf eigene Rechnung,“ sagte Domenico leise.

„Auch des Nachts?“

Domenico zuckte zusammen und blieb die Antwort schuldig. Mürrisch stand er mit gekreuzten Armen da. Der Graf faßte einen derselben und sagte leise:

„Du schmuggelst, Domenico!“

„Man muß leben, Herr!“

Der Graf ließ den Arm des Schmugglers los und schaute sinnend hinaus auf den See, wo sich dunkles Gewölk am Horizonte aufgethürmt hatte, dessen niedrig hängende Nebelfetzen rasch näher rückten. Ein Streifen auf dem Wasser kam ebenfalls mit rasender Eile

heran und entsprach mit seiner dunklen Färbung ganz den bedrohlichen Anzeichen der Luft. Der Graf kannte diesen heißen Wind mit seinen schweren Regenwolken, der die Lungen zusammenpreßt und das Blut zu Hirn und Herzen jagt, daß man an die Brust greift und im düsteren Träumen taumelt — den Sohn der Wüste, der das herrliche Italien sich zur Buhlerin erkoren und seine glühenden Schwingen weit nach Norden trägt — den Sohn der Wüste, den Sirocco.

Er war noch weit, aber schon wogte der See in klaren Wellen unter dem Druck der fernher brausenden Fluth.

„Man muß leben!" wiederholte der Graf sinnend. „Ich liebe den Schmuggel nicht, es kommt mir erbärmlich vor, ein Menschenleben einzusetzen für ein Pfund Tabak oder Zucker. Aber Du hast Recht — die Euch knechten, füttern Euch nicht. Ihr habt oft nur die eine Freiheit, zu verhungern. Ich liebe den Schmuggel nicht, aber auch er ist ja eine Art Krieg gegen die Unterdrückung — d'rum gieb mir die Hand, Domenico! Wir bleiben die Alten."

Domenico blickte freudig erregt auf. Seine Augen rötheten sich, als wolle er weinen. Die Hand des Grafen aber ergriff er nicht, sondern

küßte die innere Fläche der eignen Rechten zum Zeichen seines Dankes.

„Dann wirst Du einen argen Stand haben mit Deinen Augen, Armer!"

Domenico schüttelte lächelnd den Kopf:

„Das Auge der Nacht ist das Ohr, der Wind rauscht anders durch die Oliven der Tempesta, anders im Schilf der Sarca, anders am Felsen des Ochsenhorns. Seine Wellen tönen hell, wenn sie an die glatten Marmorbrüche des Montebaldo, hohl, wenn sie an das ausgewaschene Gestein der Madonnina schlagen. Den Ton der Welle, die über flaches Gestade rauscht, kennt Jeder."

Die Unterredung des Fremden mit Domenico hatte die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Der böhmische Zollwächter ging schnüffelnd sehr nah vorüber.

Domenico betrachtete ihn mit düsterem Blick. Das Volk ging mürrisch zur Seite.

„Das Volk liebt die Oesterreicher nicht," sagte der Graf. „Was hält es von Italien?..."

Domenico zuckte die Achseln.

„Die Signori schreien: Evviva Garibaldi! die Bauern werfen sie dafür mit Steinen. Garibaldi führt Krieg gegen die Priester. Der Bauer liebt die Priester. Ecco!..."

Der Graf hatte mehrmals mit dem Kopfe nickend den einfachen Worten gelauscht, mit denen Domenico die Stimmung des Landes wiedergab.

Und Du, Domenico," fragte er dann ernst. „Wen liebst Du?"

„Ich hasse die Finanzieri!"

„Das ist natürlich — es wird aber eine Zeit kommen, vielleicht bald, wo die Schranken, welche diesen Winkel Italiens von seinem Mutterlande trennen, fallen, wo Jeder sich entscheiden muß, ob er ein freier Italiener oder Sklave der Fremden sein will. Wie wirst Du Dich entscheiden, Domenico, wenn diese Zeit kommt?"

Wieder legte Domenico die Hand auf's Herz.

„Ihr seid mein Herr!"

„Gut, Domenico!' sagte der Graf, „von heute an sollst Du nicht mehr wegen einiger Soldi Schmugglerlohn den Kugeln der Zollwächter trotzen. Es giebt Ernsteres zu thun. Ich werde für Deine Mutter sorgen ..."

„Sie lebt nicht mehr. Beim letzten Aderlaß starb sie. Es war vor zwei Jahren. Ein Arzt, der die Leiche sah, behauptete, sie sei aus Blut-

mangel gestorben... ich glaube es nicht, denn er war ein Deutscher."

Der letzte Theil des Gesprächs hatte eine Zuhörerin. Anna hatte Giuseppin, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen, verlassen und sich erst den fremden Mann aus der Entfernung verwundert betrachtet, dann als sie bemerkte, daß die Druckwellen der drohenden Borraska das Boot ihres Bruders hart gegen den Damm schlugen, ohne daß dieser es bemerkte, trat sie näher und Graf Hyacinth hörte hinter sich eine tiefe, weibliche Stimme:

„Mola la catena! Die Kette läßt nach."

In der That glitt die Ankerkette, von Domenico nur leicht um eine Rudergabel gewunden, bei jeder Welle, die das Hintertheil des Bootes hob, mit schnarrendem Ton ein Stück weit in die Tiefe.

Während Domenico in's Boot sprang, standen sich Anna und Graf Hyacinth einen Augenblick stumm gegenüber. Anna betrachtete ihn mit großen Augen, so wie sie etwa ein gewaltiges Naturereigniß, ein Gewitter oder einen Bergsturz angesehen hätte. Sie versuchte es auch nicht, ihr Staunen zu verbergen. Graf Hyacinth schaute in die großen Augen des

Mädchens und vergaß, ein Wort an sie zu richten.

Domenico hatte sein Boot versichert und kam zurück.

„Meine Schwester!" sagte er. „Sie war noch ein Kind, als Ihr gingt... kennst Du den Herrn noch?" wandte sich Domenico an Anna.

Anna neigte langsam und feierlich den Kopf.

„Signor Hyacintho!" sagte sie leise.

„Unser Herr!" fügte Domenico bei.

„Euer Freund!"

Graf Hyacinth reichte Beiden die Hand.

„Ihr werdet von mir hören —"

Graf Hyacinth rief den Lenker seiner Maulthiere, den er auf der Straße herumtaumeln sah, und befahl ihm, einzuspannen und ihm auf der Straße nach Arco zu folgen.

Anna sah lange nach der Stelle, wo der Graf verschwunden, und murmelte vor sich hin: „Unser Herr."

Da erschien unter der Thüre der Osteria das schlaue, lächelnde Gesicht Antonio's, neben ihm sein Söhnlein Francesco, das sich mit ganzer Leibesschwere an seinen Rockschoß hing.

Antonio verneigte sich tief, sehr tief und begann:

„Wenn Altezza mein niederes Haus beehren wollen — ein auserlesenes Mahl ist bereit.“

„Ich danke, ich esse nichts!“ antwortete der Graf und wollte vorüber. Aber bereits hatte sich Antonio durch eine geschickte Schwenkung auf die Straße und vor ihn gebracht, sein Söhnlein, das schreiend an seinem Rockschoß hing, mit sich schleppend.

„Ich kann es nicht glauben, daß Excellenza die Gastfreundschaft Ihres unterthänigen Dieners verschmähen werden, der das Unmögliche geleistet hat...“

„Ich danke, Freund, ein Sturm ist im Anzuge und ich will noch nach Arco...“

Ein Theil der Dorfbewohner hatte sich um Hyacinth und Antonio versammelt.

Da zog Antonio ein langes Papier aus der Tasche und überreichte es:

„Ihr unterthänigster Diener ist trostlos, daß Euere Hoheit das herrliche Mahl nicht zu sich nehmen...“

Graf Hyacinth blickte lächelnd auf die unverschämte Rechnung für ein Mahl, das er weder bestellt noch genossen.

„Niemand konnte annehmen, Hoheit ...“ begann Antonio wieder mit devotem Lächeln und tiefer Verbeugung.

Ruhig griff der Graf in seine Börse und gab Antonio die verlangte Summe.

„Ich bin weder Fürst noch Prinz — aber Ihr seid noch derselbe Schurke, wie früher, Antonio!“

„Servo suo!“ stammelte der Wirth, dem Fremden nachblickend. Dann stürzte er auf Domenico zu, der eben damit begann, seine Reisigbündel nach Hause zu tragen.

„Wer ist der Fremde? Er hat lange mit Dir gesprochen. Ich gebe Dir einen Viertelsgulden für Dein Holz, wenn Du mir sagst, wer der Fremde ist.“

„Einen halben Fiorin giebt mir der Händler,“ sagte Domenico. „Aber den Namen des Fremden will ich Euch umsonst sagen, wenn Euer Gedächtniß so schwach geworden ist, Antonio! Der Fremde ist Graf Hyacinth von Arco.“ —

Wie zur Salzsäule erstarrt stand Antonio da. Sein aufgedunsenes Gesicht war bleich und seine dicken Hängelippen flüsterten:

„Graf Hyacinth — wo hatte ich meine Augen. Meine besten Fluren gehören ihm —

wenn er mir den Pacht entzieht, bin ich ein armer Mann." —

Und er schleuderte sein Söhnlein weit von sich und eilte in's Haus, um mit seiner glaubenseinigen Ehehälfte zu berathen, wie das drohende Unheil abzuwenden sei.

Der kleine Francesco heulte und laut klang die Stimme der verliebten Teresina durch das Haus:

Caro quel coresino
L'ho perso là nei boschi
S'el trovo forsi forsi
L'è en coresin d'amor.

O Theurer, welch' ein Herzchen
Hab' ich im Wald verloren;
Wenn ich es wiederfinde,
Ist's dann ein Herz voll Liebe?

6.

Ein klimatischer Kurort.

Die kurze Frühlingssonne wurde noch mit der Gluth des Hochsommers von den Felsen von Arco zurückgestrahlt, als die schwarzen Maulthiere von der Straße von Torbole her über den „Kurplatz" trotteten, einen sonnigen Raum von etwa fünfhundert Schritt Geviert, welcher gegen Süden von Weingärten und einem langen kasernenartigen Hause begrenzt war, das früher eine Seidenspinnerei gewesen war und das man erst in neuerer Zeit, als die Aerzte und die brustleidende Menschheit auf den milden Winter Arco's aufmerksam geworden waren, zu einer Pension für Kurgäste umgewandelt hatte. Neben diesem Gebäude über die laubreichen Weingärten ragte der Monte Brione, als breites Plateau

mit zackigen Rändern herüber und legte sich vor den Gardasee, dessen goldenschimmernder Horizont noch leise ihn umzitterte. Links bis dicht an die Mauern der Stadt stieg der Olivenwald herunter und sein unvergängliches Grün setzte sich stundenweit an den Berghängen gegen Riva fort, von dem man einzelne hohe Gebäude und ein Stück seiner blauen, von den senkrechten Giumalafelsen beschatteten Bucht über das grüne Blättermeer der Reben emporragen sah. Zur Rechten liegen ein paar hübsche Häuser und ein Kirchhof, über dessen niedere Mauer und eisernes Gitterthor ein kleines griechisches Tempelfries mit zerbröckeltem Dach und hohe dunkle Cypressen ragen. Und hinten am Rande der Campagna schließt der gewaltige Felsenklotz des Monte Stivo das ernste Bild. Spärlich suchen Oliven und Kastanien an seinen braunen Seiten emporzuklettern ... hoch oben schaut die Ruine eines alten Wartthurms hinüber in's Etschthal. Die Nordseite endlich war durch die ansehnlichsten Gebäude des Städtchens gebildet. In der Mitte der imposanten Hauptkirche und dem zum Kirchhof gehörigen kleineren Gotteshause erhebt sich das freundliche moderne Rathhaus, sein kleiner Glockenthurm

strebt fruchtlos empor zu den silbernen Kuppeln der beiden Kirchen und den rothen Dächern der hinteren Stadt, welche halb zwischen Oliven verborgen sich an den Felsen des Schlosses Arco lehnen. Senkrecht, ja überhängend steigt sein rother Felsensockel empor von den Ufern der Sarca. Sanfter, aber immerhin noch steil genug, fällt die Seite über der Stadt ab in unzähligen, wirr durcheinander liegenden Terrassen, welche bestimmt sind, das Erdreich für die Wurzeln der Oliven zusammenzuhalten. Dazwischen schimmern deren silberne Stämme. Auf der höchsten Spitze steht ein grauer Thurm. Hohe Umfassungsmauern reichen herunter zu der tiefer liegenden Ruine des Schlosses, das im Munde des Volks so viele Zimmer hatte, als das Jahr Tage. Jetzt ragen nur bröckelnde Trümmer und leere Fensterhöhlen in die frühe Sommergluth, und erzählen von den französischen Zerstörern, die auch in diese Räume die Brandfackel geschleudert haben, nachdem ein halbes Jahrtausend wirkungslos an ihnen vorübergegangen war. Der Sage nach verbanden unterirdische in den Felsen gehauene Gänge das Schloß mit der Stadt, da auf dem hohen Felsen keine Quelle entspringt und der Regen selten ist in diesen Ländern des Sonnen=

scheins. Gegen Westen reichen die Mauern tief herunter in die kleine Mulde, welche immer höher und höher zwischen einem Chaos von rothen Steinen, Oliven, Reben, Maulbeerbäumen, Feigen und Cypressen emporsteigt, und schließen sich dort an die alten Befestigungen der Stadt an, welche halb in der Einsenkung emporkriecht und in einem kleinen festen Thore endigt.

Die Abende waren noch zu kühl, um sie im Freien zuzubringen, und der Sonnenschein hatte den größten Theil der Einwohner auf den Platz gelockt. Die vom Volke spottweise sogenannten „Marchesi", wohlhabendere Leute, welche die „Paläste" der ausgestorbenen oder verarmten Nobili an sich gebracht, stolzirten da in Cylinder, karrirten Hosen und Stutzfrack, die großen Hände in hellfarbige Glacés gezwängt, neben dem bummelnden Kleinbürger und einer halb schüchternen, halb anmaßenden Beamtenwelt, oder warteten, anmuthig an die Ecke des kleinen Cafés gelehnt, welches das Erdgeschoß des Rathhauses einnahm, und mit weisem Stirnrunzeln in eine Zeitung blickend, auf die englische oder amerikanische Millionärin, welche ihren Palästen zu einer neuen Einrichtung, und den hohen

Reiterstiefeln, die sie bei dem leisesten Regen trugen, zu einem Gaul verhelfen konnte.

Auf den Bänken, die den Platz rings umgaben, saßen Frauen und Mägde, die Kinder spielten auf dem weißen Kies, der die Stelle des Rasens vertrat.

Es wäre nicht recht abzusehen gewesen, warum dieser Raum eigentlich Kurplatz hieß, wenn nicht an der Kirchenmauer eine kleine, gegen den Platz zu offene, braunbemalte Bude aus Holz angebracht gewesen wäre, an deren Wänden hölzerne Bänke standen und in der eben jetzt ein bärtiger Mann dröhnend auf und ab ging. Dieser Mann, der durch den Donner seiner eignen Schritte, die über den ganzen Platz hin vernehmbar waren, nicht aus dem tiefen Sinnen aufgeschreckt wurde, in das er versunken schien, war einer der Aerzte, welche der beginnende Ruf des Kurortes angelockt, ein Sohn des glaubenseinigen Tyrol, der stets von seinem Herzen sprach, und fünf Gulden für jede medicinische Frage verlangte, die bei der Table d'hôte in der Olive, der er präsidirte, von einem Leidenden an ihn gerichtet wurde. Es war der berühmte Doctor Druckeisen, von den Einwohnern Impetuoso, der Stürmische, genannt, ein Allopath vom reinsten Quecksilber,

der nur mit Giften kurirte und unter den unleugbaren Vorzügen des Magens vor allem die hervorhob, die Arzneitasche des menschlichen Körpers zu sein. L'Impetuoso war Freigeist und versäumte nie, bei seinen Besuchen irgend ein Citat aus einem modernen Philosophen oder skeptischen Dichter zurückzulassen, was ihn aber nicht hinderte, wenn ihn ein Bauer grüßte, demselben stets mit ernstem Blick Evviva Pio Nono! zu antworten.

Mitten im Reclamendonner seiner großen Füße hielt der Strichninkundige inne und schleuderte einen grimmigen Blick nach der andern Seite des Platzes. Umjauchzt von dem Jubel der Arcoer Jugend kam eine kleine joviale Gestalt mit rothen Haaren und röthlichem Antlitz auf einem winzigen Esel die Straße geritten, an einer ungeheuer langen Schnur einen Rattenfänger nachschleifend, welcher sich halb erdrosselt gegen diese unfreiwillige Weiterbeförderung wehrte. Doctor Bindemann hatte, aus dem hohen Norden kommend, seinem eingebornen Collegen den Rang abgelaufen, als das Kurcomité, ein paar Wohnungsvermiether, Gastwirthe und Spezereihändler den Kurarzt wählten. Das Comité hatte die milderen Sitten Bindemann's den stürmischen Reden seines

Nebenbuhlers vorgezogen und letzteren eingeladen, wieder abzureisen. Aber Druckeisen blieb, den glücklicheren Collegen mit unversöhnlichem Hasse zu verfolgen, sagten die Romantiker, weil ihm die Mittel zur Weiterreise fehlten, behaupteten die Nüchternen. Doctor Bindemann gab wenig Arznei, kurirte rationell mit frischer Luft, geeigneter Diät und guter Laune. Von den älteren Patienten hörte er mit Engelsgeduld endlose Geschichten, ohne sie mit einem Worte zu unterbrechen, unterdrückte standhaft jedes Gähnen und ging erst, wenn sie erschöpft schwiegen. Dafür ward er nicht blos für einen grundgelehrten Mann, sondern auch für ein Muster von liebenswürdiger Bescheidenheit erklärt. Mit den jüngeren Patienten machte er, waren es Frauen, Ausflüge in die Umgegend, waren es Männer, so trank und rauchte er mit ihnen. Wenn das Doctorchen dabei war, konnte das ja nichts schaden.

Links und rechts nickend, lächelnd und grüßend, war das Doctorchen in der Mitte des Kurplatzes angekommen. Da wollte der Esel plötzlich nicht weiter und auch der Rattenfänger an der Leine verstärkte den Widerstand durch eine retrograde Bewegung. Das Doctorchen, das aller Augen

auf sich gerichtet sah, hob den gelben Sonnenschirm, den er unter dem linken Arm hielt, hoch in die Luft, daß er klatschend auf die Rippen des störrischen Thieres fiel. In diesem Augenblick stampfte Impetuoso auf den Boden, daß die Kurhalle in allen Fugen stöhnte, und wilder Jubel flammte über sein düsteres Antlitz. Der Sattel des Esels war frei. Seine lange Leine hinter sich nachschleppend, mit eingezogenem Schwanze, jagte der befreite Rattenfänger über den Platz hin. Doctor Mulo, wie das Volk den stets berittenen Kurarzt nannte, lag im Staube.

Aber eben so schnell verdüsterte sich Impetuoso's Antlitz wieder. Von allen Seiten kamen sie herbei, die vor dem rauhen Winter des Nordens unter diesen Himmel geflüchet waren, und die Erlaubniß, eine Luft mit ihnen zu athmen, den modernen Lateinern mit schwerem Gelde bezahlten. Doctorchen Mulo fand nicht Zeit, den Staub abzuschütteln, der an seinen Kleidern haftete, er hatte vollauf zu thun, wollte er alle die freundlich-ängstlichen Fragen beantworten, die an ihn gestellt worden, und mit einem Lächeln beweisen, daß er, der Arzt der guten Laune, die mehr oder minder guten Scherze nicht übel nahm, die seine näheren Bekannten sich erlaubten.

„Er ist nur heruntergefallen, um Aufsehen zu erregen!“ grollte Impetuoso und verließ die Kurhalle, um sich in seine Wohnung zurückzuziehen.

Ein ehemaliger irisch-amerikanischer Oberst, der in Arco von den Folgen dreier Schlagflüsse zu genesen hoffte, und der in Impetuoso einen zweiten Robespierre verehrte, kam auf ihn zu, um seine Ansicht über den vorliegenden Fall zu vernehmen.

„Evviva Pio nono!“ brüllte der außer Rand und Band gerathene Druckeisen und stürmte vorüber. Der Ire bekam vor Schrecken fast seinen vierten Schlagfluß und Doctor Mulo hatte einen Patienten mehr.

7.

O che bella!

Unbekümmert um den glücklichen Fall des Doctors hatten ein Dutzend halbgewachsener Mädchen ihr Spiel fortgesetzt. Das Spiel war sehr einfach. Je sechs hatten sich bei den Händen gefaßt und während die eine Abtheilung stand, ging die andere auf sie zu und wieder zurück, und sang dabei nach einfacher Melodie die Worte:

Mi cerco una figlia o lio lio la
Ich suche eine Tochter o lio lio la.

Nach dem zweiten Mal blieb die erste Abtheilung stehen und die Anderen sangen vorwärtsschreitend:

Venite per la prendere o lio lio la
So kommt um sie zu holen o lio lio la

worauf die Ersten erwiderten:

E noi la prenderemo o lio lio la
Und wir werden sie holen o lio lio la.

Dieser Ankündigung folgt die That, und eines dieser Mädchen tritt zu der andern Abtheilung über. Dieses Ceremoniel wiederholt sich, bis blos noch ein Mädchen übrig ist. Dann sucht dieses die Tochter und so fort. Den Schluß bilden einige Verse, worin auch vom Kaiser die Rede ist, und eine Reihe von Knixen schließt das einfache Spiel.

Die Mädchen auf dem Platze hatten dasselbe eben zum siebenten Male begonnen, und in ihren Bewegungen hätte der Beobachter viel von jener halbbewußten Grazie erblicken können, welche diesen südlichen Völkern bei allen ihren Fehlern unbestreitbar eigen. Da verließ eines der Mädchen plötzlich die Reihe ihrer Gespielinnen, eilte nach dem mit weißem Sande bestreuten Weg und blieb vor der schlanken hohen Dame stehen, welche langsam an der Seite eines Offiziers in der kleidsamen Tracht der Tyroler Jäger, einherschritt, während ein zweites, weniger elegant aussehendes Paar ihnen in einiger Entfernung folgte.

Unbekümmert darum, daß sie die Lustwandelnde an der Fortsetzung des Spazierganges hemmte, stand das Mädchen mit weitoffenen Augen und gefalteten Händen am Wege, und

ihre rothen Lippen, thaufrisch und halberschlossen, gleich einer Knospe, die eben ihre grüne Hülle gesprengt, murmelten hörbar:

„O wie schön! O che bella!“

Die Lustwandelnden unterbrachen ihr Gespräch, ein helles Roth färbte rasch die bleichen Wangen der schlanken Dame, mit halb verlegenem, halb geschmeicheltem Lächeln beugte sie sich zu dem Kinde nieder und schlug ihm mit der schmalen, in einen Handschuh vom zartesten Grau gekleideten Rechten leise auf die erglühende Wange:

„Schweig, kleine Schmeichlerin!“ sagte sie, und weich und voll klangen aus dem Munde, der noch eben deutsch gesprochen, die italienischen Laute. — „Auch Dich wird man eines Tages schön heißen.“

Das Kind schien beim Klange der fremden Stimme zu erschrecken und sprang wie ein Reh davon.

Die kleine Gesellschaft setzte ihren Spaziergang fort. Die sanften braunen Augen des Offiziers waren dem feingezeichneten Profil der neben ihm wandelnden Dame mit einem Ausdruck zugewandt, als ob er jeden Augenblick bereit sei, das Urtheil der jungen Enthusiastin zu bestätigen. Die Dame mochte etwas davon füh-

len, denn sie schaute beharrlich vor sich hin. Auf ihr Gesicht war die Blässe und der ruhige, leidende Ausdruck zurückgekehrt, der ein nothweniges Attribut von dessen Schönheit zu bilden schien.

Hatte schon die Betonung, mit welcher die Dame vor dem kleinen Intermezzo die deutsche Sprache redete, dargethan, daß ihre Heimath jenseits der riesigen Bergwelt lag, welche sich hier noch ein letztes Mal himmelstürmend aufbäumte, um sich dann rasch in die sanften Gefilde Italiens zu verlieren, so hätte noch mehr die halbphilosophische Wendung des unterbrochenen Gesprächs überzeugen müssen, daß sie eine Tochter jener Nation sei, welche seit Jahrhunderten ihr Ringen dem Gewaltigen, ihr Sinnen dem Schönen zuwandte, welches die ewige Sonne Italiens schuf, die zugleich ein ewiger Frühling der Herzen ist. Die Zeugungskraft des Schönen erschöpfte sich altersschwach, verstümmelt blickt es uns an in den Museen, sein bleicher Schimmer liegt in den Zügen und Geberden eines herabgekommenen Volkes. Aber immer höher stieg des Schönen Verständniß. Die hübsche Dame, welche neben dem Offizier den kreisförmigen Weg um den Kurplatz von Arco wandelte, ge-

hörte jenem Volke an, das jener Kunst, die Italien schuf, Dauer verlieh mit der Macht des Gedankens.

Diese Macht, der mächtige Drang, dem Schönen nachzusinnen, wo und in welcher Gestalt es ihr begegnete, waren es wohl, welche ihre Schönheit zu einer ganz anderen machte, als die der Frauen war, welche mit stolz gehobenen Häuptern an ihr vorüberwandelten, mit blitzenden Augen und wallenden Haaren, die schwarz und glänzend über üppige Schultern wallten, von jener gelben, rosig durchglühten Färbung, wie sie das Zusammenwirken der frischen Bergluft und der heißen Sonne hier erzeugen.

Das Gesicht der schlanken Deutschen war von klarer, durchsichtiger Blässe, ihr reiches hellbraunes Haar war schlicht gescheitelt, ihre großen grauen Augen waren voll Glanz und Licht, aber ohne Gluth. Ihr Körper war etwas vorwärts gebeugt und grau und einfach floß ein schweres Seidenkleid von ihren edlen Gliedern. Ihr Gang war ruhig und langsam, sogar etwas matt, und öfter hielt sie inne, wie um tief aufzuathmen.

Der Offizier an ihrer Seite mochte zehn

Jahre mehr zählen als sie. Er war eine hohe, feine Gestalt von fast phlegmatischer Ruhe, anscheinend eine jener glücklichen, gleichmäßigen Naturen, welche Sinn und Verständniß für Alles besitzen, ohne doch der Leidenschaft zugänglich zu sein, welche das Gleichmaß und darum oft die Schönheit stört. Mild und freundlich schaute das helle braune Auge des Offiziers auf die Dame und seine lächelnde Ruhe bei aller Bewunderung gab Zeugniß dafür, daß Hauptmann Graf von Bogen sich dem Zauber der neben ihm Wandelnden nicht ganz unbedingt ergab. Auf seinem wohl vierzigjährigen Antlitz hatte noch keine verheerende Leidenschaft ihre Runen unvertilgbar eingegraben. Graf Bogen kannte das Leben, er war begabt genug, um Leid und Wonne Anderer lebhaft mitzufühlen, aber das Gleichgewicht seiner Natur hatte noch niemals einem Gefühl die Herrschaft über sein ganzes Sein gestattet. Kein einziges graues Haar hatte sich zwischen die Locken seines Backenbarts, zwischen die Wellen seiner kurzgeschnittenen braunen Haare hatte sich noch kein einziger Silberfaden gewebt, als Zeichen des inneren oder äußeren Alters.

Auch die bewundernden Blicke, die der Graf

auf die neben ihm wandelnde Dame heftete, waren nicht frei von jener lächelnden Ruhe, die dem Grafen gestattete, in Augenblicken, da Andere sich selbst verlieren, aus sich herauszutreten und wie ein weiser und erprobter Staatsmann kopfschüttelnd über eine stürmische Interpellation der Linken zur Tagesordnung überzugehen. — Und als er jetzt wieder zu sprechen begann in der langsamen, gemüthlichen Art der höheren Stände Oesterreichs, so schien er mehr ein stummes Selbstgespräch laut fortzusetzen, als die Absicht zu haben, der neben ihm wandelnden Dame etwas Angenehmes zu sagen:

„Das söhnt mich immer wieder mit diesen Leuten aus, so oft ich ihnen auch wegen ihrer Lügenhaftigkeit und Charakterlosigkeit den Rücken wandte. Ihr Instinct für die Schönheit am Menschen läßt sich nicht wegleugnen. Sie haben in ihrer Art sogar Gefühl für die Natur. Manche wild-romantische Landschaft, die uns entzückt, finden sie abscheulich und der langweiligste grüne Rasenfleck kann ihr weichliches Gemüth in Entzücken versetzen."

Auch die Dame antwortete nicht mit den gewöhnlichen Redensarten einer herkömmlichen Bescheidenheit. Es war ihr schon unzählige

Mal und von competenten Richtern gesagt worden, daß sie schön sei. Sie war nicht unwahr genug, das scheinbar leugnen zu wollen, woran sie nicht im Geringsten zweifelte. Auch sie setzte das Gespräch in der unbefangenen und doch so reizvollen Weise fort, welche zwischen ihr und Herrn von Bogen üblich schien.

„Sie waren auch immer zu hart gegen die Italiener! Ich wiederhole, daß alle, die Sie hier sehen, und die Sie je nach Laune entzückend oder lächerlich finden können, nichts sind als große Kinder, aufgewachsen unter den Resten einer alten Kultur, zu der ihnen die Lehrer mangelten, über der Stärke der eigenen Gefühle, die im engsten Raum die volle Befriedigung finden, vergessend, daß es noch eine andere rastlose, denkende Welt gab. Diese konnte ihnen schon deshalb keine hohe Achtung abnöthigen, weil sie dieselbe meist in ihren sonderbarsten Sendlingen vertreten sahen. Es ist wahr, sie sagen oft mehr als ihnen ernst ist aus Gefälligkeit. Sie sind zu lebhaft, um nichts zu sagen, und ihre Unmittelbarkeit wird zu sehr von ihren eigensten Interessen in Anspruch genommen, um mit mehr als halbem Ohr und Herzen einem Fremden lauschen zu können. Sie sind aber dabei nie

anmaßend wie der Franzose, den neun Zehntel einer Unterhaltung langweilen und der als die allernatürlichste Pflicht eines Andern ansieht, ihn zu unterhalten, oder wenn er das nicht kann, ihm zu schmeicheln. Der Italiener in seiner gegenwärtigen Gestalt ist nicht so. Der Fremde, für die Franzosen ein Gegenstand des Witzes oder hochmüthiger Duldung, wird von jenem mit wirklicher Achtung behandelt."

„Und bestohlen!" warf der Offizier lächelnd ein.

„Das beweist nichts, gewiß nichts, Graf," erwiderte eifrig die Dame. „Auch die Unsitte ihrer maßlosen Geldansprüche gegen den Fremden entspringt zum Theil nur der Harmlosigkeit ihrer Natur."

Graf Bogen machte ein sehr überraschtes Gesicht.

„Ihrer Harmlosigkeit? Das wäre denn doch zu beweisen. Ich finde es nichts weniger als harmlos, wenn man mir für eine Sache das Vierfache ihres wahren Werthes abverlangt und mich sofort das Zehnfache zahlen läßt, wenn ich den Anfängen nicht widerstehe..."

Die Dame schüttelte lächelnd das Haupt.

„Das kann mich nicht irre machen. Eben

ihre Jugendlichkeit hat keine Vorstellung von dem Unterschiede unter den Besitzenden selber. Sie appelliren an unsere Großmuth ..."

„Es ist nicht Großmuth, ungebührlichen Forderungen zu weichen," sagte der Graf, als die Dame, vom eifrigen Sprechen ermüdet, inne hielt. „Sie betrügen aber nicht blos den fremden Nabob, oder der sich für einen solchen ausgiebt, sondern auch sich untereinander. Sie betrügen auch die Armen ... diese ewig unmündigen Kinder einer uralten Kultur. Unsere Bauern im Pinzgau und Pusterthal sind gewiß eben so naiv. Warum betrügen diese nicht?"

„Ich gebe zu, das Volk ist gesunken, aber nicht durch seine eigene Schuld ... es hat häßliche Gewohnheiten, wie sie ein ohnmächtiger, unfreier Zustand groß ziehen muß im Laufe der Jahrhunderte."

„Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient ..."

„Das ist sehr bequem, um sich Urtheil und Kritik zu ersparen, aber nicht wahr! Konnten diese spärlich bevölkerten Gegenden den Andrang der römischen Legionen aufhalten? den ehernen Vernichtungstritt der Völkerwanderung? Haben sie es verdient, daß sie bald die Straße

bildeten für die Römerzüge der deutschen Kaiser, bald den Zankapfel zwischen Venedig und Mailand, bis die Verwüstung in Gestalt der Franzosen das Werk vollendete..."

„Ich sprach vom Volk, vom Volkscharakter, nicht von einzelnen Gegenden und ihren Erlebnissen..."

„Dann müssen Sie den Italienern erst gestatten, ein Volk zu sein."

Die Unterhaltung hatte allmählig eine lebhaftere Färbung angenommen. Die Wangen der Dame hatten sich leicht geröthet und Graf Bogen hatte seine letzten Einwürfe rascher und energischer gesprochen, als es sonst seine Art war. Bei den letzten Worten der Dame schaute er rasch auf und seine Brauen zogen sich etwas zusammen. Ein Blick aber in das von dem Feuer edler Begeisterung übergossene Antlitz stellte das Gleichgewicht seiner Gefühle wieder her. Als er antwortete, waren seine Worte ohne Schärfe, aber nicht ohne eine gewisse Trauer, die er vergeblich unter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen suchte.

„Da sind wir ja nun wieder glücklich bei Ihrem Ceterum censeo angelangt: Italien gehöre den Italienern. Wir haben uns zwar

schon oft versprochen, nicht mehr von Politik zu reden."

„Aber, bester Graf, Sie haben ja angefangen!" sagte die Dame verwundert.

„Ich? Mir dünkte doch..."

„Wir wollen es unentschieden lassen, wer die selbstgezogene Grenze überschritten hat, sind wir doch belehrt worden, daß es beim festesten Willen manchmal unmöglich ist, dieselbe einzuhalten. Sonderbarer Weise ist die Phrase: Ne parlons pas de politique! von einem Volk erfunden worden, dessen kleinste Lebensregungen die Politik durchdringt. Auch in der übrigen Welt ist es fast unmöglich, die großen Fragen der Zeit vom Gespräche auszuscheiden, weil das kleinste Interesse mit seinem letzten Bande an sie geknüft ist. In unserer Zeit der Klärung, wo so vieles Alte fällt, um Neuem, Lebenskräftigem Platz zu machen, wird Alles Tendenz, man muß Partei ergreifen, man muß kämpfen. Es giebt Fragen, über die der Einzelne nicht schweigen kann, eben so wenig als die Welt sie unentschieden lassen wird..."

„Und zu diesen Fragen rechnen Sie die italienische Einheit," sagte der Graf ernst, fast vorwurfsvoll. „Auch ich fange an zu glauben,

daß wir gegen diese „moderne Idee" noch einmal werden kämpfen müssen — ich bin überzeugt davon, da sie bereits mächtig genug war, sich so eifrige Vertheidiger dort zu erwerben, wo man die größte Sympathie für die Erhaltung der Errungenschaften deutscher Kulturarbeit voraussetzen mußte... Doch was auch kommen mag — wir wenigstens wollen Freunde bleiben."

Der ernste, fast traurige Ton, in dem der Graf das sagte, war nicht ohne Wirkung auf die Dame geblieben. Die Sonne war hinter die Giumelafelsen gegangen, vielleicht war es auch das, was ihr schönes Gesicht so trüb und bleich machte. Der Kurplatz, dem nun das Sonnenlicht fehlte, war fast leer geworden und hatte ein schattenhaftes ödes Aussehen angenommen. Noch einmal versuchte die Dame einen Scherz, um die bleiche Ahnung einer schweren angstvollen Zeit hinwegzuscheuchen.

„Wenn es Ihre Stellung erlaubt, der Freund einer Sinnesgenossin Garibaldi's zu sein — von ganzem Herzen..."

„Ich danke Ihnen!" sagte der Graf leise. „Auch Sie werden mich nicht geringer achten, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich nach langen Kämpfen und Zweifeln wieder bei dem Glauben

angekommen bin, für den sich mein Vater anno 48 in Stücke hauen ließ, und auf alle politischen Sophismen der Neuzeit nur eine Antwort habe: Es lebe der Kaiser!"

Die Dame sah einen Augenblick wie gerührt auf den Mann, der ernst und aufrichtig diese einfachen Worte sprach — dann hinauf zu der Schloßruine, die noch mit den Gipfeln des Monte Brione und Stivo die Sonne theilte, welche für die Campagna untergegangen war.

„Sonderbar!" sagte sie sinnend, „daß Sie, ein Sohn dieses Landes und durch Ihre Herkunft so sehr berufen, Ihrem Volke vorauszugehen in seinen theuersten Bestrebungen, sich so ganz dem fremden Herscherhaus ergeben haben. Ich achte Ihre Treue, wie ja Alles, was Sie thun und denken, nur der reinsten Quelle entspringen kann, aber ich begreife die Anhänglichkeit an Personen und seien es die höchsten, nicht, wenn der Stamm, zu dem man gehört, sich mit gutem Grunde immer mehr von ihnen abwendet."

Der Graf war den Blicken der Dame gefolgt nach der sonnenbeglänzten Ruine, aus der die Cypressen dunkel emporragten. Ein Lächeln überflog sein frisches Antlitz, als finde er es selber höchst

sonderbar, in jenem zerfallenen Ritterhorst auf rothem Fels die Burg seiner Ahnen erblicken zu müssen. Etwas von diesem Lächeln spielte noch um seinen kräftigen Mund, als er antwortete:

„Die Ueberlieferungen unserer Familie erzählen, daß wir; ich weiß nicht mehr mit welchem deutschen Fürsten, den die ewige Sehnsucht unseres Volkes nach dem Süden führte, im grauen Alterthume hierhergekommen und gleichsam als Wächter der deutschen Grenzmarken hier zurückgelassen worden seien. Mit den Jahrhunderten änderte sich das, das Land wurde italienischen Fürsten unterthan, aus den deutschen Bogen wurden welsche Arco, aber obwohl Vasallen der Scaliger, übten meine Vorfahren lange noch fast souveräne Rechte. Ganz welsch wurden sie jedoch nie. Wir sehen den Namen, bald Arco, bald Bogen, oder Arch in der Geschichte verschiedener deutscher Länder auftauchen, diese ganze Gegend sogar eine Zeit lang mit Baiern vereinigt. Schon mein Großvater hatte seinen Namen rückübersetzt in's Deutsche. Andere Zweige handelten anders, mein Vetter von der Paduaner Linie ist ein Italianissimo, wie Sie ihn nur wünschen können, und hat seit dem Jahre neunundfünfzig, wo er den Krieg gegen uns als Freiwilliger mit=

machte, die Stadt, die seinen Namen führt, nicht wieder gesehen, obwohl ihn Niemand am Kommen hindert und er bedeutende Besitzthümer hier hat. Da die Ruine immer mehr zerbröckelte und ich ohne seine Einwilligung Restaurationen nicht vornehmen durfte, so habe ich ihm einmal geschrieben. Aus Corsica, wo er sich damals aufhielt, erhielt ich einen ganz verrückten Brief. Mein garibaldinischer Vetter verbot mir, auch nur einen Stein von der Ruine anzurühren. So lange das Land ringsum von den Fremden beherrscht werde, möge auch das Haus seiner Väter den Verfall desselben theilen. Erst dann, wenn der rothe Felsen von Arco auf freier italienischer Erde stehe, werde er das Schloß wieder aufbauen lassen, prächtiger als je. Einige Grobheiten wurden mir als Renegaten natürlich auch nicht erspart. Ich widerstand sehr leicht der Versuchung, die Correspondenz fortzusetzen, und die hübsche Ruine ist dem unvermeidlichen Untergang geweiht. Nächstens wird der obere Thurm, der sich so gut präsentirt, von Süden her einfallen, und wenn mein Vetter und sein Freund Garibaldi das Land hier herum noch einige Zeit unter der Herrschaft der Fremden lassen, so finden sie den Bauplatz für das neue Schloß völlig eben..."

Die Dame hatte mit Interesse dem launigen Vortrage des Offiziers gelauscht. Dann blickte sie wieder zur Ruine empor, die jetzt im Schatten lag, wie die Stadt, und sagte:

„Die Idee Ihres Vetters ist kühn..."

„Ich heiße sie närrisch," meinte Graf Bogen achselzuckend. „Wer baut heutzutage seine Wohnung auf den Gipfel eines solchen Felsens..."

„Vielleicht die Pietät..." Die Dame schien etwas verstimmt.

Sie waren zwischen Rathhaus und Kirche stehen geblieben und die Blicke der Dame schienen Jemanden zu suchen.

8.
Die Gesellschafterin.

Das andere Paar war weit zurückgeblieben und befand sich noch am entgegengesetzten Ende des Platzes. Das Paar bestand aus einem alternden Mädchen von etwa sechsunddreißig Jahren, dessen nicht gerade unschöne Gesichtszüge hie und da durch einen Ausdruck von unverkennbarer Bösartigkeit entstellt wurden. Ihre Gestalt war klein und streckte sich zuweilen, vorzüglich, wenn ein Bürger des Ortes ohne zu grüßen vorbeiging, impertinent in die Höhe. Ihre Kleidung sah ganz so aus, als sei sie aus abgelegten Stücken der schönen Dame ziemlich geschmacklos zusammengestellt, und gab dem Mädchen im Verein mit ihrem Benehmen etwas

Komisches. Dieser Eindruck wurde keineswegs abgeschwächt durch den alten Mann, der an ihrer Seite einherschritt, ein abgegriffenes Buch in der Rechten und eine Schnupftabakdose in der Linken, aus der er, alle zwei Minuten stehen bleibend, mit immer gleichem Behagen eine Prise nahm. Der alte Mann trug einen sehr langen Paletot und sehr weite und lange schwarze Beinkleider, wodurch das bärenähnlich Schleppende, das seinem Gang eigen war, noch vermehrt wurde. Tief zwischen den Schultern und von einem kleinen niederen Hute kaum bedeckt, saß das kurzgeschorene, graue Haupt und eine nach abwärts wulstartig sich verlängernde Nase nickte bekräftigend, wenn die vorgeschobenen Lippen mit süßlichem Ausdruck den begonnenen Unterricht in der Aussprache des Italienischen fortsetzten oder einer neuen Prise entgegenschmachteten.

Der Unterricht war ohne besondere Unterbrechung vor sich gegangen, bis zu der Ovation des schönheitbegeisterten Mädchens.

Da hatte sich das bejahrte Mädchen mit allen Zeichen des Mißfallens umgewandt und dadurch den schwerfälligen Körper des Maestro ebenfalls zu einer Drehung um die eigene Achse veranlaßt.

„Solche Scenen sind mir in der Seele zuwider,“ sagte sie mit verächtlich ärgerlichem Herabziehen der Mundwinkel. „Wahrscheinlich eine neue Art von Bettelei. Wenn wir uns nur in den Straßen zeigen, so haben wir eine Schaar von Kindern hinter uns, die schreien: O bella Signora, einen Soldi! Aber mein gnädiges Fräulein hört das gern und täglich wird der Haufen größer. Nächstens werden wir noch die ganze Stadt auf den Fersen haben in Folge dieser Eitelkeit. Freilich,“ setzte die Empörte nach einer Weile achselzuckend hinzu, „mein Fräulein hat ja auch nichts als ihr Gesicht ... die kranke Person ...“

Der Maestro hatte vergessen, die Prise, die er in der Hand hielt, vollends an seine Nase zu bringen, und sagte in jenem wunderlichen Dialekt, welchen die Italiener Südtyrols sich von den Tyroler Bauern aneignen;

„Aber sie is a bißl reich —“

Das gesetzte Mädchen zuckte die Achseln.

„Gerade so viel, daß wir reisen und standesgemäß leben können ... das ist noch lange nicht reich ...“

Der Maestro warf seiner erbosten Schülerin einen Blick zu, als ob ihm das Verständniß für

die Vorgänge ihres Innern nicht ganz abgehe, dann schnüffelte er weiter:

„Aber sie is immer gut mit Ihnen ..."

Die kleine Dame warf den Kopf hochmüthig in den Nacken.

„Möchte mir das Gegentheil auch sehr verbitten... Sie muß froh sein, wenn ich meine schönsten Jahre an ihrer Seite vertrauere. Ich hätte schon hundert Stellungen haben können, selbst gute Partien habe ich ausgeschlagen, weil sie sich gar nicht ohne mich zu helfen weiß, das unpraktische Geschöpf ..."

Der Maestro wiegte ein paarmal den Kopf, dann fragte er weiter:

„Aber Ihr Fräulein is sehr fromm, sie geht immer in die Kirch' ..."

Die kleine Dame lachte.

„Sie ist ja Protestantin und wenn sie in die Kirche geht, so thut sie es, weil es hier kein Theater giebt — um Studien zu machen, wie sie sagt, da sie ganz vernarrt ist in die Madonna über dem Altar, und behauptet immer, das müsse ein Guido Reni sein, oder wie sie das Bild sonst heißt. Sie sagt auch, das Gemälde sei am schönsten, wenn man es vor Weihrauch fast nicht sehe. Ich finde an dem Bilde gar nichts,

es ist ja so schwarz, daß man kaum mehr das Gesicht erkennt."

Der Maestro hatte aufmerksam zugehört.

„Wie hat sie das Bild genannt?"

„Einen Guido Reni —"

„Und sie ist protestantisch?"

„Gewiß — obwohl sie immer in katholischen Kirchen herumläuft, der Bilder wegen..."

Der Maestro wandelte eine Weile schweigend neben seiner Schülerin, und interessante Gedanken schienen ihn zu beschäftigen, denn seine Nasenspitze bewegte sich ganz unruhig auf und nieder und sein Kopf verschwand immer tiefer zwischen den plumpen Schultern.

„Und Ihr gnädiges Fräulein hat nix mehr Eltern?" begann er dann wieder in seiner lauernden Weise.

„Nein!" sagte seine Schülerin mit sichtbarer Ungeduld.

„Aber ihre Eltern sind gewes'n sehr nobel..."

Das kleine Fräulein bäumte sich auf.

„Nobel? Sie waren nichts als Kaufleute — sie ist also ganz gewöhnlicher bürgerlicher Herkunft... mein Vater dagegen ist pensionirter Beamter..."

Der Maestro machte ein Gesicht, als ob ihn das Letztere nicht im Geringsten interessire.

„Aber Ihrem Fräulein ihre Eltern müssen ihr haben gegeben eine sehr gute Edukazion —“

Jetzt war es dem kleinen Fräulein zu bunt.

„Pah!“ sagte sie giftig. „Ich gebe nur etwas auf praktische Bildung. In den Galerien herumlaufen und vor jedem alten Portrait sagen: Ach gottvoll! Reizend! das ist nicht schwer... dazu kommt noch, daß sie sich immer dabei erkältet und daß ich dann die Plage habe...“

Der Maestro ließ nicht nach.

„Aber sagen Sie mir ein bißl...“

„Ich habe Ihnen gar nichts zu sagen, sondern Sie haben mich im Italienischen zu unterrichten!“ unterbrach zornig das kleine Fräulein, das ihm wohl auf das bereitwilligste Aufschluß gegeben haben würde, wenn ihre eigene Person den Gegenstand des Gesprächs gebildet hätte...

Der Maestro warf seiner Schülerin einen bitterbösen Blick zu, dann begann er:

„Ein bißl schwer aussprech is für Deutscher der Consonant B... sagen Sie mal: Bonmassar — aber bißl weich wie Kuß: Bonmassar.“

Und der Maestro machte ein ganz lieb-
liches Gesicht und näherte die Finger der einen
Hand seinen zugespitzten Lippen, als wolle er
damit den schwierigen Laut sanft ergreifen und
aus dem Munde ziehen.

„Jetzt sagen Sie aber recht wie Kuß: Bon-
massar ..."

Und die Augen des Alten glänzten lüstern
und er näherte die rund zusammengedrückten
Finger seiner nicht ganz reinlichen Rechten den
zusammengekniffenen Lippen seiner Schülerin...

Diese trat empört zurück.

„Es ist jetzt nun die dritte Stunde, in der
ich fast nichts weiter lerne, als Ihren Namen
aussprechen..."

„Was wollens! Müssen sagen können Bon-
massar — sonst können nix lernen italienisch.
Mit Kind in die Schul mach' ich immer so.
Also sagen Sie a bißl Bonmassar!..."

„Ich bin kein Kind mehr," rief die kleine
Dame sehr unvorsichtig... „Ich will die großen
Dichter Italiens lesen, Dante, Tasso..."

Der Maestro von Arco schien über diese Be-
lesenheit nicht minder erstaunt, als über den
Guido Reni in seiner Pfarrkirche...

„Dante, wir woll'n auch ein biß'l lesen die

Freiheit von Jerusalem!" sagte er rasch. — „Aber vorher müsse Sie gut aussprechen: Bonmassar! Geben Sie sich Mühe, es geht!"

„Dante hat ja die göttliche Comödie geschrieben..."

„Aber auch die Freiheit von Jerusalem. Nein, da müssen's mir nix sag'n — das weiß ich besser — ich les' sie alle Tage mit den Bueb'n in der Schul'... Aber jetzt sind's brav und sag'n's recht schön: Bonmassar..."

Das kleine Fräulein mußte das nichts weniger als schmeichelhafte Epitheton, das über ihre Lippen wollte, unausgesprochen lassen, denn sie war nur noch ein paar Schritte entfernt von ihrer Herrin und dem Grafen Bogen, welche zwischen Rathhaus und Kirche am Eingang zu der winkligen Piazza des Ortes standen.

Dem kühlen Wind, der sich um diese Jahreszeit gewöhnlich nach Untergang der Sonne erhebt, schutzlos ausgesetzt, zog die Wartende ihr Tuch fester um die Schultern und schien ein paar Mal innerlich zusammenzuschauern und ihre Züge erhielten einen kranken, schmerzverzogenen Ausdruck.

Wie Schmerz zitterte es auch durch den

leisen Vorwurf, mit dem sie ihre Begleiterin empfing:

„Es ist kühl hier, Karoline! Ich warte schon lange auf Sie!"

Karoline wurde gelb im Gesicht vor Zorn über diesen Verweis, so schonend er war, und antwortete mit einem höhnischen Seitenblick auf den Offizier:

„Ich dachte Ihnen einen Gefallen zu erweisen, indem ich Sie mit dem Herrn Grafen allein ließ — Fräulein Werning!"

Karoline, welche zu anderen Zeiten die Gewohnheit hatte, ihre Herrin mit gnädiges Fräulein anzureden, legte diesmal auf den bürgerlichen Namen des Fräuleins, im Gegensatz zu dem Titel ihres Begleiters, einen solchen Nachdruck, daß die beleidigende Absicht unverkennbar war.

Die Augen des Fräulein Werning öffneten sich weit und zürnend, ein jähes Roth schoß über ihr Gesicht, und Graf Bogen, dem sie in dieser Erregung, die alles Krankhafte von ihr wegnahm, plötzlich in einem neuen, strahlenden Lichte erschien, erwartete, daß sie die freche Dienerin für immer von sich weisen werde...

Fräulein Werning hatte auch bereits die

weiße schlanke Hand erhoben und ihre Augen blitzten, daß Karoline erstaunt und verschüchtert einen Schritt zurücktrat. Aber nur einen Augenblick hatte der Graf Gelegenheit, das herrliche Bild verletzter jungfräulicher Würde anzustaunen, dann sank die ausgestreckte Hand der schönen Dame langsam herab, die Augen erloschen zu ihrer vorigen träumerischen Mattheit, und über ihr Gesicht, aus dem sich die rosige Gluth rasch zurückgezogen hatte, irrte ein unsicheres, verlegenes Lächeln.

„Wir wollen nach Hause gehen!" sagte Fräulein Werning fast schüchtern, indem sie sich halb an den Grafen, halb an Karoline wandte. Sie wohnen in der Olive, Graf — wollen Sie heute wieder, um mir gefällig zu sein, den Weg durch die schmutzigen Straßen machen?"...

Ernst bot der Graf dem Fräulein den Arm.

„Gewiß begleite ich Sie wie immer, Fräulein Constanze, — könnte ich damit nur jede Widerwärtigkeit von Ihnen fernhalten, die nicht für Ihre zarte Natur paßt..."

„Ach, Sie meinen das Benehmen Karolinens" ... suchte Constanze zu scherzen, aber die beiden feinen Falten, welche von ihren Mundwinkeln abwärts zogen, straften ihre Worte Lügen —

„das fassen Sie zu ernst auf. Es ist wahr, sie ist empfindlich — aber sie meint es nicht so böse. Die menschliche Natur wird in abhängiger Stellung nicht besser. Jeder, der dienen muß, ist zu bedauern…“

„Möglich, aber muß man deshalb das Verhältniß umkehren und von denen abhängig werden, die ihre eigene Stellung nicht begreifen und durch Wohlthaten nur zu Uebergriffen herausgefordert werden? Ich habe mir erlaubt, Ihre Dienerin zu beobachten, weil ich schon längst das Gefühl hatte, als litten Sie unter dem Druck beständiger Widerwärtigkeiten — und ich glaube Ihnen versichern zu können, daß Fräulein Karoline Ihre Nachsicht nicht verdient, daß es für Ihr seelisches und körperliches Wohlbefinden sogar nothwendig ist, sie zu entfernen.“

Constanze Werning schaute sinnend zu Boden.

„Der Eifer für mein Wohlergehen macht Sie hart, Graf! Karoline hat wirklich ihre guten Seiten. Sie hat viel auszustehen bei den Launen einer Kranken, die von jedem warmen Sonnenstrahl verlockt wird, sich für gesund anzusehen und demgemäß zu geberden…“

„Bis jetzt habe ich nur bemerkt, daß Sie leiden, daß Ihre Großmuth und Dankbarkeit

für die wenigen Dienste, welche Ihnen ein besser geartetes Wesen mit freudiger Hingebung leisten würde, in ein Verhältniß der Abhängigkeit gerathen sind, das, verzeihen Sie meinem Interesse dies offene Wort, — einer geistig so hochstehenden Dame nicht würdig ist..."

Constanze schaute ernst zu Boden. Sie schritten über die Piazza, welche aus zwei rechtwinklig aneinanderstoßenden Quadraten bestand. Von dem Kurplatz durch das Rathhaus getrennt, zeigte die Piazza gegen Norden eine düstere Colonnade, hinter deren Oberbau die Oliven des Schloßfelsens jetzt sonnenlos und ernst sich abwärts neigten. Rechts stand ein alter, schwerfälliger Palast, der jetzt der Post und andern Aemtern Raum gewährte für ihre moderne Thätigkeit, und an der Seitenwand der mächtigen Kirche hatte der Magistrat der Stadt in großen, weithin sichtbaren Lettern das Anstandsgefühl des Kulturvolks vergeblich angerufen: Rispetto alla casa di dio!

Hinter der Kirche stand ein hübscher Brunnen mit einem Geharnischten auf der Spitze und dem Bogen im Wappen. Dasselbe Zeichen fand man an manchem der Palazzi mit den dicken

Mauern und Eisenstäben, die aussahen, wie eben so viele Gefängnisse..."

Constanze und Graf Bogen hatten den Platz überschritten, gefolgt von Karoline und dem Maestro, welcher für diesmal auf jede weitere Anstrengung, der Schülerin die richtige Aussprache seines Namens beizubringen, verzichtet zu haben schien und sich eifrig damit beschäftigte, die letzen Schnupftabaksreste, die sich in den Ecken seiner Dose festgeklemmt hatten, in zerbröckelter Form seiner Nase zugänglich zu machen.

Die zwei Paare vertieften sich in die enge, finstere Gasse, in welcher trotz der noch nicht sehr warmen Abendstunden bereits alle Handwerke bei offenen Thüren und halb auf der Straße getrieben wurden, in welcher die Esel schrieen, die an kleine zweirädrige Korbwagen gespannt, vor den verschiedenen einladenden Schilden „alla Romana," „Vino buono" sich langweilen mußten, während ihre Herren, dem wüsten Geschrei nach zu schließen, das aus den finsteren Kneipen drang, den Erlös einer Fuhre Reiser oder Mais der lauten Mora opferten. Sehr unmelodisch brüllend zog einer jener halben Krüppel vorüber, mit breiten Schultern und zwerghaftem Wuchs, wie sie neben dem gemalten oder in Stein ge-

hauenen Bogen das lebendige Wahrzeichen der Stadt bilden, das sich immer wieder erneuern wird bei den Familienheirathen und der Geldgier der dortigen Bürgerschaft, welche Zwerginnen mit ein paar hundert Gulden Vermögen zu begehrten Partieen machen. Dazwischen jagte ein Signore von Riva seinen mageren Gaul mit dem nie gewaschenen Einspänner rasselnd über das zerklüftete Pflaster der Contrada...

Zwischen diesem betäubenden Wirrwar, in dem sich doch Alles vorwärts bewegte ohne Drängen und Stoßen, kamen Constanze und der Graf langsam weiter. Der Maestro und Karoline waren wieder weit hinter ihnen zurückgeblieben.

Gegen ihre Mitte wurde die Straße breiter und stiller — an einer Wendung sah man zwischen den rußigen Häusern den Gasthof „zur Krone", buntbemalt und mit Erkerthürmchen verziert, hervorragen.

Die Blicke des Grafen hatten ein paar Mal das Gesicht Constanzens gesucht, als sei er beunruhigt über ihr Schweigen. Endlich fragte er leise:

„Sind Sie mir böse? —"

Constanze blickte mit traurig freundlichem Lächeln auf und schüttelte den Kopf.

„Gewiß nicht — Wie sollte ich auch! Sie haben ja an und für sich Recht und meinen es gut mit mir — Nur darin irren Sie, daß Sie mich für ein vollkommenes Wesen halten, das Herr aller seiner Handlungen sei. Ich bin krank und schwach, sehr schwach — innerlich gebrochen, wenn Ihnen der Ausdruck lieber ist. Jeder Entschluß kostet mich schwere Kämpfe, welche meine morsche Seele bis zum Grunde aufregen und die ich in tiefster Angst bereue und zurücknehme, ehe sie zur Handlung reifen. Ich weiß, was Sie sagen wollen, was mir zwanzig Aerzte gesagt haben, mein Leiden sei klein im Vergleich zu dem seelischen Druck, unter dem es mich niederbeuge. — Ich habe nicht mehr die Kraft, etwas Anderes, als das was ist, zu veranlassen, an das Gewohnte klammere ich mich an, so häßlich es sei, so sehr es mich quält. — Ich habe Furcht vor dem Andern, mir schlagen alle Pulse, als wollten sie ihre Bande zersprengen, wenn ein fremder Mensch zu mir redet. Ich bin abhängig, wie ein Kind…"

Sie waren vor dem Gasthaus „zur Krone" angelangt, durch dessen Thorgang ein hübscher kleiner Garten aus immer grünen Zierpflanzen hervorschimmerte. Das gesammte Haus- und Küchen-

personal vom Hausknecht bis zum Koch stand plaudernd unter der Thüre, und ihm hatte sich eine erkleckliche Zahl jener flinken braunen Bursche beigesellt, welche ohne eigentliches Gewerbe immer in der Nähe sind, wenn es einen Koffer zu tragen oder einen Soldi zu erbetteln giebt, welche mit gleicher Geschicklichkeit in Abwesenheit des Kutschers einen Wagen fahren, wie sie durch Geberdenspiel und alle Hilfsmittel ihrer Phantasie den Cicerone eines Fremden spielen, von dessen Sprache sie kein Wort verstehen.

Dieses allgegenwärtige Gesindel lagerte heute in besonders großer Anzahl an den Eckſteinen und Treppengeländern des Albergho alla Corona herum. Die Maulthierequipage des Grafen Hyacinth und ein anderer Wagen, unzweifelhaft der, welcher sein Gepäck gebracht hatte, standen ausgespannt im Hofe, und mit dem heiteren Fatalismus des Südens, der sich so leicht an das Unerwartete und Angenehme gewöhnt, warteten die Facchinis auf die Fortsetzung der Kofferwanderung. Sie mußten auch mit ihrem Lohn zufrieden gewesen sein, denn sonst sehr höfliche, ja galante Leute, vergaßen sie es heute sogar, aus dem Wege zu gehen, als Constanze eintreten wollte. Erst der gebieterische Ruf des

ehrwürdigen Mannes in flacher Mütze, in blendender Jacke und mit kühn empor gestecktem Schürzenzipfel erstickte die schüchternen Anfänge der Mora und die Finger, die schon angefangen hatten sich mit zunehmender Lebhaftigkeit in der Richtung von des Gegners Nase zu bewegen, sanken zögernd herab.

Constanze reichte dem Grafen mit einem dankbaren Lächeln die Hand.

Er ergriff sie ehrerbietig und verneigte sich tief vor Constanze, tiefer als je. Wie sehr er auch dieses Wesen beklagen mußte, das sich willenlos der eignen bewegungsunfähigen Schwäche überließ, wie die vom Sturm geknickte Wasserrose sich träumend auf den Wellen wiegt... durch ihre unendliche Güte war Constanze doch größer, als der starrste Entschluß, die rascheste That sie machen konnten...

Die schlanke Gestalt der Dame verschwand hinter den ehrfurchtsvoll zur Seite tretenden Facchinis.

Die Reihe derselben hatte sich bereits dicht geschlossen, als Fräulein Karoline und der Maestro anlangten — Arm in Arm.

Der Maestro hatte lange nachgedacht, dann hatte es in seinen verschwollenen Aeuglein auf-

geblitzt, er hatte den letzten Inhalt seiner Dose auf einmal in die Nase geschoben und nun seinerseits angefangen, über den sichtbaren Hochmuth der Fräulein Werning und die üble Behandlung, die sie ihrer Gesellschafterin angedeihen lasse, anfangs leise, dann immer kräftiger loszuziehen. Karoline, anfangs staunend und überrascht, gerieth in eine solche Verzückung des Raisonnirens, daß Maestro Bonmassar gar nicht mehr zu Worte kam. Bis sie vor der Krone angelangt waren, wußte der Maestro Alles, was er vom häuslichen Leben der schönen kirchenkundigen Protestantin hatte erfahren wollen, er kannte die ganze Reihe von Verfolgungen, denen Fräulein Karoline durch ihre tyrannische Herrin ausgesetzt war, von der berühmten Krisis wegen des Einpackens bis zu der Schlacht der drei Handtücher, in welcher die Entscheidung lange geschwankt, bis endlich das Recht gesiegt hatte und Constanze auf eines der vom Wirth nur widerwillig verabreichten Reinigungsmittel zurückgewiesen war. Kleine Dinge, welche aber groß sind in der engen Welt, die man Stube und Zusammenleben heißt, und welche in einem engen Herzen, wie das Karolinens, nur ungeheueren Haß erregen konnten.

„Eine Heuchlerin ist sie!“ zischte Karoline beim Abschied dem Maestro zu. — „Mit ihren sanften Reden kann sie Einen bis auf's Blut peinigen und mit ihren wässerigen Augen ansehen, daß es Einen ordentlich friert. Aber sie soll es büßen, daß sie mich heute vor Ihnen blamirt hat, weil ich ihr nicht wie ein Hündchen auf dem Fuße nachgelaufen bin. Sie soll mir mit aufgehobenen Händen Abbitte thun. Eine Beamtenstochter läßt sich so etwas nicht bieten von einer Bürgerlichen, deren Vater Gott weiß wie reich geworden ist. Also auf Wiedersehen morgen. Dann reden wir weiter, Herr Pommassar!“

Der Maestro grinste und der Arm der Gesellschafterin zog sich unter seiner an ihrem äußersten Ende mit der leeren Schnupftabakdose bewehrten Rechten hervor.

Dann verschwanden der kleinen Karoline große Volants zwischen den leichtgekleideten Facchinis, und vonrückwärts wie ein lustiger Bär anzuschauen, trollte der Maestro die Straße entlang.

Am Platze begegnete ihm ein großer, starkgebauter Mann mit energisch gefärbtem südlichem Profil, dem breitrandigen, schwarzen Hut, dem

langen Rock und den schwarzseidenen Strümpfen eines Priesters. Der Mann, obwohl schon Vierziger, setzte sein hübsches Bein sehr straff und zog öfter an der Manschette.

Mit dem Manne sprach der Maestro lange und eifrig. Dann ging der Priester mit erregtem Gesicht in die Sakristei der Kirche — der Maestro in den Tabakladen.

9.

Die Vettern.

Gesenkten Hauptes und als sei er von dem, was Constanze Werning ihm gesagt, tief ergriffen, war der Graf von Bogen durch die holperigen Straßen der Stadt geschritten. Auf der Piazza blieb er eine Weile stehen, wie unschlüssig, wohin er sich wenden solle. Zufällig blickte er empor zu der Ruine, deren dunkle Cypressen und graue Mauern noch rosig angestrahlt waren von der Abendsonne, während die Stadt längst in frostigem Schatten lag. Graf Bogen wendete sich rechts und stieg die Steinstufen hinan, welche am Bergabhang bis zu den Oliven führten. Der kühle Wind, der Constanze Werning bis in die Seele durchschauert hatte, reichte auch hierher und wandte die

Kehrseite der Blätter nach aufwärts, daß der Graf wie unter einem leise rauschenden Dach von Silber ging.

Immer höher stieg der Graf zwischen den Steinböschungen der uralten Stämme, welche meist hohl und in phantastischen Gestalten rings um ihn aus dem mühsam zusammengehaltenen Erdreich wuchsen und mit ihrer mattglänzenden grauen Rinde selbst etwas von der Natur des Steines hatten, dessen Erglühen unter der mittäglichen Sonne sie ihr tausendjähriges Wachsthum verdankten. Hoch erhoben sich manchmal die gespaltenen Wurzeln über den Boden, wie die mühsam sich fortschleppenden Füße eines Verkrüppelten, ein paar gerungene Knochenarme langten wie hülfesuchend in das silbergrüne Blättermeer, das über ihnen rauschte.

Immer tiefer sanken hinab die Dächer, Kuppeln und Thürme der Stadt und näher kamen die abgeplatteten Häupter der Kalkfelsen ringsum, welche an einzelnen Stellen, wo das verwitterte Grau abgebröckelt war, aussahen, als seien sie mit frischem Schnee bedeckt. Dazwischen furchten rothgelbe Schichten das Gestein, einzelne Olivengruppen schauten aus den Schluchten und von den Terrassen, andere, welche sich gegen

unten immer mehr verdichteten, reichten als dichter grüner Wald bis an die Häuser der Stadt und zogen an den Hängen der Berge entlang bis an die zerrissene Felsenwand der Giumela, an der ein Stück des blauen Gardasees und die weißen Häuser von Riva heraufschimmerten, vor allen anderen die prächtige Inselkaserne La Rocca.

Und zwischen den Oliven blinkten mit ihrem saftigen Grün die Maulbeerpflanzungen, weiße würfelförmige Gartenhäuser standen zwischen Reben und großblätterigen Feigenbäumen. Weit hinauf an den Felsen reichten die terrassenförmigen Gärten.

Graf Bogen stieg immer höher. Selbst die stolze, mit Silberblech belegte Kuppel des Kirchthurms blieb endlich hinter ihm zurück.

Er war an dem Hause angelangt, welches vor den Umfassungsmauern des Schloßgartens lag und den Bauern beherbergte, welchem die Bewirthschaftung des Gartens in Pacht gegeben war.

Der Mann, ein Italiener mit schlauem, vertrocknetem Gesicht, war eben im Begriff, die Höhlung eines uralten Olivenstammes von allen fauligen Ansätzen zu reinigen, daß das

Innere des Stammes gelb glänzend zwischen der grauen Rinde hervorsah.

Der Graf verlangte den Schlüssel.

Der Mann bedeutete ihm, daß er die Gartenthür offen finden werde, da schon ein Fremder sich habe aufschließen lassen, der sich noch im Garten befinde.

Das kam selten genug vor und Graf Bogen fragte daher leichthin:

„Ein Fremder? Ein Deutscher?"

Der Bauer schüttelte den Kopf.

„Nein, aus dem Reich."

Graf Bogen runzelte die Stirn:

„Aus welchem Reich?"

„Aus Italien!" sagte der Bauer mit einem spöttischen Seitenblick. „Wenigstens gab er mir einen Morengo mit dem Bildniß Vittorio's."

Und der Bauer zog mit einer Hand den durchlöcherten Hut und wog mit der andern das blinkende Goldstück.

„Ich begreife jetzt Deine plötzlichen Sympathieen für das Reich, Tommaso!" sagte Graf Bogen lächelnd. „Ich bin nicht reich genug, um dem Antlitz des Piemontesenkönigs das unseres Kaisers in goldner Prägung gegenüber zu stellen.

Nimm daher mit vaterländischem Silber vorlieb, Tommaso!"

Und ein blanker Gulden fiel in den ausgestreckten Hut.

„Die heilige Maria segne Euch, Padron! Es ist selten genug, daß man Silber zu sehen bekommt hier zu Lande... von den Deutschen bekommen wir sonst nur Papier. Tausend Dank, Signor Padron!"

Ohne den Gruß zu erwidern, wendete sich der Graf nach der offenen Gartenthür.

Terrassenförmig erhob sich der wohlgepflegte Garten mit seinen Rebenguirlanden und Feigenbäumen, seinen Oleandern und Lorbeerhecken. Dazwischen ragten da und dort, von Schlingpflanzen halb verborgen, die Trümmer des einstigen Schlosses hervor, in Höfen, denen die Umfassungsmauern fehlten, standen dunkle, hohe Cypressen und neigten ihre zierliche Spitze kaum dem abendlichen Windhauch.

Graf Bogen stieg auf den überwachsenen Zickzackwegen aufwärts.

Hart am Abgrund, von dessen Sohle die Dächer der Stadt in wirrem Durcheinander heraufblickten, stand ein Tisch und eine Bank von Stein, uralt, von Cypressen dicht umschattet.

Dort setzte sich der Offizier, den Rücken gegen einen der schönen Stämme gelehnt, und gedachte derer, die vor einem Jahrtausend vielleicht, das Auge wachsam, die Faust am Schwert, von hier hinunterspähten in das unterjochte Land, die Grenzmark deutscher Kraft dem welschen Feind zu wehren.

Zum ersten Mal war es ihm, als ob ihn ein mächtig Band mit diesem steilen Fels verbinde, als sei auch er hierhergestellt, die deutsche Mark zu hüten vor dem Drohen, das immer lauter von Süden her herüberdrang.

Seine Fäuste ballten sich, sein helles Auge blitzte, die rothen Lippen zogen sich etwas zurück über die starken weißen Zähne, weit über den Abgrund gebeugt saß er da, ein Bild ruhiger, kampfbereiter Männlichkeit. — Da rasselte die Waffe an seiner Seite, die er unwillkürlich ergriffen hatte — und lächelnd über sich selber stand er auf.

Er hatte es ja so oft belächelt, wenn er prophezeien hörte, daß ein blutiger Krieg dem Gezänk der Diplomaten folgen werde. Er glaubte nicht mehr gern an diese Entscheidungen. Die Menschheit schien ihm zu klug und alt geworden.

Langsam stieg er zwischen den überwachsenen

Ruinen aufwärts. Da und dort zog ihn eine Höhlung in dem Felsen an, ungeheure Gewölbe, welche wenige Schritte von ihrer Oeffnung schon verschüttet waren, führten einst nach abwärts — wie der Volksmund sagte, bis zur Stadt.

Eine Viertelstunde brauchte der Graf, um von dem Haupttheil der Ruine aufwärts zu gelangen bis zum letzten Thurm. Wenn man zwischen den ausgedehnten Trümmern wandelte, konnte man an die Sage glauben, daß das Castell so viel Zimmer gehabt habe, als das Jahr Tage.

Da und dort hatte man durch eine Lücke des Mauerwerks einen Blick in's Thal, auf zerrissene Kalkfelsen und das dunkle Grün der Oliven, die von jedem kleinsten Fleck schlank emporragten.

Der Felsen, auf dem Schloß Arco steht, läuft an seiner höchsten Stelle zu einem spitzen Dreieck zu, welches sich nach rückwärts in einem scharfen Grat bis zu den Wänden fortsetzt, die das Sarcathal an der Westseite begrenzen.

Da, wo sich die Linien des Dreiecks und die Reste der alten Umfassungsmauern begegnen, steht der erwähnte Thurm, dessen Mauern auf der einen Seite mit der Wand abschneiden, die

lothrecht in die Sarca niederfällt. Es scheint fast, als ob ein Theil des Felsens unter dem uralten Mauerwerk abgestürzt sei, ohne dieses zu Falle zu bringen, denn die rohbehauenen unregelmäßigen Granitstufen, die zum Thurm emporführen, ragen zuweilen halb über den Abgrund. — Zum Unterschiede von den übrigen Theilen der Ruine war dieser Thurm in seiner äußeren Form fast vollständig erhalten. Auch hatte das wuchernde Grün, das die übrigen Trümmerreste bedeckte, an der Außenseite des Thurmes nicht Wurzel fassen können. Vielleicht auch hatte der scharfe Wind, der fast beständig hier oben blies, ihr Wachsthum gehindert. Desto lustiger sproßten Gras und Blätter im Innern des Thurmes, und grüne Guirlanden hingen da und dort im Winde schaukelnd aus den unregelmäßigen Scharten oder schauten neugierig über die bröckelnden Zinnen.

Der Offizier besah sich bedächtig die Treppe, die zum letzten Stück der Ruine emporführte. Es fiel ihm ein, daß ja der Fremde, von dem Tommaso gesprochen, noch hier im Garten sei. Graf Bogen kannte den Ort gut genug um zu wissen, daß der Fremde an ihm vorüber gekommen wäre, wenn er die Ruine verlassen hätte. Er

mußte also noch hier sein. Der Graf blickte sich kopfschüttelnd um. Es war nicht anzunehmen, daß ein Fremder sich in einen der vernachlässigten Felsengänge wagte, und war der Fremde anderswo, so mußte man ihn sehen. Allerdings konnte er auch im Thurm sein, aber der Offizier lächelte, kaum daß er daran gedacht. Nur ein Gemsjäger oder ein Verrückter konnte ohne Noth oder Selbstmordgedanken die Versuchung spüren, sein Leben diesen unterhöhlten Stufen anzuvertrauen, von denen Einzelne ihr Verbleiben am Ort vielleicht nur dem Umstande zu verdanken hatten, daß seit Jahrzehnten kein Menschenfuß sie betreten, kein Gewicht belastet hatte...

Aber allsogleich wurde das lächelnde Antlitz des Offiziers wieder ernst. Er dachte daran, daß vor langer Zeit einmal ein Mensch diesen Weg gewählt, um seinem Leben ein Ende zu machen. Man hatte an der Stelle, wo er in die Tiefe sprang, ein Kreuz errichtet, das deutlich von unten zu sehen war. Das Kreuz stand auf dem scharfen Grat hinter dem Thurm. Von unten sah es aus, als ob höchstens Ziegen dahin gelangen könnten. Man erzählte sich auch, daß ein neugieriger Bock von dort in die Tiefe ge-

stürzt sei, und die ganze Heerde, die ihm gefolgt, sei ihm nachgesprungen.

Mit tiefer Angst sagte sich der Graf, daß der Fremde nirgends anders sein könne, als hinter dem Thurm, oder...

Das reiche Geschenk, das der geheimnißvolle Besucher der Ruine Tommaso gegeben, war jedenfalls seltsam.

Graf Bogen war ein sehr menschenfreundlicher, theilnehmender Mann. In sich selbst hatte er Ruhe und Klarheit gebracht, aber gegen Mitgefühl und Angst für Andere, so ferne sie ihm oft standen, war sein Herz nicht gepanzert...

Er beugte sich nieder und besah genau die Stufen...

In der That, der leichte Abdruck einer staubigen Sohle war hier sichtbar. Die Spur konnte nicht alt sein, denn der Regen der vorigen Nacht hätte sie unfehlbar weggewaschen.

Tommaso oder ein Einheimischer war hier nicht gegangen. Tommaso trug nur im Winter Schuhe und die Bewohner der Gegend liebten dergleichen gewinnlose Bravourstücke nicht.

Zu jeder andern Zeit hätte der Offizier nicht die geringste Versuchung gefühlt, die gefährliche Treppe emporzusteigen, jetzt aber, da es sich

um das Leben eines Anderen handeln konnte, zögerte er keinen Augenblick, den schwindelerregenden Weg zu betreten. Sich mit der Linken gegen die Felsen stützend und sorgsam jede Stufe vor dem Betreten prüfend, das Auge absichtlich von der Tiefe abwendend, stieg er nach oben. Der Weg war nicht lang und bald stand der Offizier inmitten der grünen Wildniß, welche das Innere des Thurmes ausfüllte.

Eidechsen raschelten, ein Vogel flatterte mit ängstlichem Zwitschern durch eine der Fensteröffnungen. Mit seinen langen Scheeren rechts und links tastend kroch ein fingerlanger Scorpion an der Mauer empor...

Auch in dem Thurm war Niemand. Aber eine unregelmäßige Oeffnung in der hintern Thurmwand führte in's Freie — zu dem Kreuze des Selbstmörders. Das Loch war niedrig und der Offizier bückte sich, um hinauszusehen. Das Staunen über den seltsamen Anblick, der sich ihm bot, bannte ihn einige Secunden regungslos an dieselbe Stelle. Vom Thurm aus führte ein schmaler Grat bis zu dem Kreuze, welches altersgrau und schief sich kaum noch zwischen den Steinen hielt, die man an seinem Fuße aufgehäuft.

Hinter dem Kreuze stürzte zu drei Seiten der Felsen ab, an seinem oberen Theile ragten noch ein paar spitze Zacken aufwärts, dann aber sah man nichts mehr als die grüne Sohle des Thals, in der das Flußbett der Sarca gelb schimmernd dahinkroch zwischen den kleinen würfelförmigen Campagnen und den vorgeschobensten Häusern der Stadt.

Und auf der Spitze, die kaum Raum zu bieten schien für das Kreuz, das sie trug, saß in halbliegender Stellung, mit dem Rücken an die aufgeschichteten Steine gelehnt, Graf Hyacinth. Der Mantel, den er wohl aus Bequemlichkeit beim Steigen über die Schultern genommen, war hinter ihm auf die Steine gesunken, sein einer Fuß hing herab über den Abgrund. Hyacinth hatte seine Arme über der Brust gefaltet, sein Hut lag neben ihm auf dem Felsen und der Wind spielte mit seinen wirren schwarzen Locken. Sein Gesicht war gegen den Monte Brione gerichtet und den See. Am Horizont lohten noch die purpurrothen Feuer des Sonnenuntergangs, die den Gipfel des Stivo und Baldo vergoldeten, während die Ruinen der Stadt, die sie einst geschirmt hatten, nachgefolgt waren in das Grau des abendlichen Schattens. Ueber die Züge

des italienischen Edelmanns war eine Art fanatischer Andacht ausgegossen, seine Lippen bewegten sich, als murmelten sie leise Beschwörungen...

Die Besorgniß des Offiziers, die ihn bis hierher getrieben, mußte sich beim Anblick des fremden seltsamen Mannes noch steigern.

Nur seinem Edelmuth gehorchend, stieg er aus dem Mauerloch zum Grat wieder und schritt ohne Zaudern auf den Fremdling zu.

Das morsche Kalkgebilde rieselte unter seinen Füßen weg in den Abgrund, seine Waffe schlug klirrend an den Stein...

Da blickte Graf Hyacinth überrascht auf.

Der Offizier stand dicht vor ihm.

Das Auge des seltsamen Mannes ruhte mit ernster, und wie es schien, nicht ganz angenehmer Ueberraschung auf ihm. Dieser Blick hatte bei all seinem Feuer nichts von der Starrheit eines Geisteskranken oder Verzweifelnden.

Herr von Bogen fühlte das Bedürfniß, zu sprechen, der ruhige, sichere Blick des Fremden machte ihn verlegen.

Er trat vollends auf den Kreuzfelsen, der kaum Raum für zwei Personen bot, und sagte lächelnd in italienischer Sprache:

„Sie haben sich einen Ort zur Ruhe ge-

wählt, auf dem ich nicht einschlafen möchte, mein Herr!"

Graf Hyacinth zog seinen Fuß an sich und stand so unbefangen auf, als ob er sich von einer Rasenbank der Campagna erhebe, nahm dann Hut und Mantel und antwortete deutsch und in einem Tone, welcher bewies, daß seine Antwort mehr die Beobachtung einer geselligen Form war, als dem Wunsche nach einer Fortsetzung der Unterhaltung entsprang:

„Man hat den hübschesten Blick von hier auf die Campagna!"

„Bei einem Fehltritt kann es auch der letzte sein" — fuhr der Offizier fort, bei der Achtlosigkeit, mit welcher der Fremde am äußersten Rande des Felsens stand, auf's Neue an seinem normalen Geisteszustande zweifelnd.

Es war schon an sich für Graf Hyacinth eine eigenthümliche Lage, sich hier oben auf einem spitzen Felsen plötzlich Brust an Brust einem fremden Manne gegenüber zu befinden. Erhöht wurde die Peinlichkeit noch durch das unverkennbar Forschende, das in den Blicken des Offiziers lag, der ihn schon vom Thurm aus gesehen haben mußte und ihm daher absichtlich hierher gefolgt war. Immerhin aber konnte dies

Benehmen einer, wenn auch lästigen, so doch verzeihlichen Neugier entsprungen sein und Graf Hyacinth glaubte daher nicht das Recht zu einer klaren Zurückweisung zu haben.

„Ich bin schon in meiner frühesten Jugend hier herauf geklettert, und durch die Gewohnheit verliert man die Vorstellung der Gefahr, welche die wirkliche Gefahr oft erst erzeugt ...“

Damit machte Graf Hyacinth eine Bewegung, welche ganz unzweideutig sagte, daß er den Ort zu verlassen wünsche, wo er nicht mehr allein war, und daß es zu diesem Zwecke nothwendig sei, daß der Offizier etwas zur Seite trete.

Dieser jedoch war durch die gleichgültig hingeworfene Bemerkung des Fremden so sehr in Anspruch genommen, daß er dessen Bewegung nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte.

„In Ihrer Jugend, mein Herr! Also sind Sie aus der Gegend... Ich kenne fast alle hiesigen Familien ...“

Der Fremde stieß einen leisen resignirten Seufzer aus und sagte mit einiger Ironie:

„Da ich mich einige Zeit wieder in hiesiger Gegend aufzuhalten gedenke, so hätte ich gerne eine bequemere Gelegenheit abgewartet, um mich

Ihnen vorzustellen... Ich heiße Hyacinth von Arco..."

Der Offizier schaute dem Grafen eine Weile mit sprachloser Ueberraschung in's Gesicht, dann strahlte helle Freude über sein Gesicht und er streckte die Hand aus:

„Also Sie sind es! Seien Sie mir herzlich gegrüßt, auch hier oben, Vetter!"

Hyacinth von Arco zuckte zusammen, dann lief sein Blick scharf und forschend über Gesicht und Gestalt seines angeblichen Verwandten, und dann verneigte er sich höflich, indem er leicht die ausgestreckte Hand des Majors berührte:

„Ohne Zweifel habe ich die Ehre, Herrn Major Graf Alfred von... von... Bogen zu begrüßen..."

„Denselben!" sagte der Major gutgelaunt, und sein freundliches Gesicht drückte herzliche Theilnahme aus, „dem Sie einst brieflich so kräftig Ihre politischen Doctrinen entwickelt... Wissen Sie noch? Doch lassen wir das! Darüber sind schon Jahre hin!"

Hyacinth runzelte etwas die Stirn:

„Jene Anschauungen sind auch heute noch die meinigen..."

„Ein Grund mehr, den Gegenstand nicht wei-

ter zu berühren, da ich den aufrichtigen Wunsch hege, unser so seltsames Zusammentreffen nach Kräften auszunützen zur Herstellung eines freundlichen verwandtschaftlichen Verhältnisses... Es war auch damals nicht gerade unerläßlich, die leidige Politik in eine reine Familienangelegenheit störend eingreifen zu lassen..."

Der junge Italiener war durch die warmherzige Freundschaft, die unverkennbar aus den Zügen des deutschen Vetters leuchtete, sichtlich beengt.

„Leider," sagte er achselzuckend und zögernd, „ist eben die Politik von keiner Erscheinung unseres modernen Lebens mehr zu trennen. Jahrtausende ist das Unrecht gewachsen und für Recht erklärt worden, und endlich steht es so riesengroß vor unserer Erkenntniß, daß wir es nicht wegzuleugnen vermögen, wohin wir auch die Blicke wenden — denn überall finden wir dies Unrecht wieder, nicht blos im Staat, auch in der Gesellschaft, in der Familie — überall Schmach und Unterdrückung..."

Auch der Major war ernst geworden und sah den Verwandten traurig an, als ob er sagen wollte: „Also so weit ist es mit Dir gekommen, daß Du selber an der Gesellschaft und der Fa-

milie rüttelst, der Du Alles dankst, selbst die Kraft der Rede, um sie zu beschimpfen."

Doch dies bittere Gefühl dauerte nur einen Augenblick, dann schien er über sich selber zu spotten, und sein freundliches Auge hielt mit ruhigem Wohlwollen den brennenden Blick des Vetters aus:

„Da Sie nun einmal das Schicksal unserer Angelegenheit von nationalen und politischen Theorien unzertrennlich halten, so werde ich nicht mehr darauf zurückkommen... Ich möchte nicht um ein paar alter Steine einen kaum gewonnenen Verwandten wieder verlieren... Wollen wir die Ruinen von Arco ihrem Schicksal überlassen..."

Graf Hyacinth stand sinnend, und ein eigenthümliches Lächeln verbreitete sich über sein interessantes Gesicht:

„Auch mich sollte es freuen, Ihren Anschauungen wenigstens in einer Richtung gerecht zu werden. Ich habe heute in der That ernstlich daran gedacht, das Schloß dem gänzlichen Verfalle zu entreißen..."

Der Major vergaß in seiner Freude ganz den Ort, wo die Unterhaltung stattfand, erregt trat er auf den Vetter zu, und dieser faßte ihn be-

sorgt am Arme, denn sein Fuß war nur mehrere Linien weit vom Abgrunde entfernt:

„Das freut mich, Vetter! daß Sie andern Sinnes geworden sind! Um offen zu sein — die Erhaltung der Ruine war einer meiner heißesten Wünsche, seit ich sie zum ersten Mal gesehen, mein Steckenpferd, wie man sagt, der einzige Wunsch, der sich so recht fest bei mir eingenistet — —"

Der Major schwieg, ihm war, als habe er eine Unwahrheit gesagt, als gebe es doch noch einen andern Wunsch, um dessen Erfüllung er der Restauration aller Ruinen der Welt freudig entsagen würde.

Hyacinth hatte nachdenklich in's Thal hinuntergeschaut, dessen Häuser und Felder immer tiefer in der grauen Dämmerung versanken.

„Die größten Widersprüche tilgt oft die Zeit — und die That —" murmelte er.

Der Major hörte ihn nicht. Vor seinen Blicken schwebte die hohe, graziöse Gestalt Constanzens durch die Straßen von Arco, und in seinen Ohren klang ihre sanfte, melodische Stimme...

„Es wird kühl hier oben, und die Treppe vom Thurm herunter steigt sich in der Dunkelheit nicht gut!" begann jetzt Graf Hyacinth wie-

der und wies mit einer leichten Handbewegung auf den Grat, den sie zunächst zu überschreiten hatten. Der Major fühlte, daß das Auge des jungen Mannes prüfend auf ihm lag, und daß er viel in dessen Achtung sinken würde, wenn er nur der kleinsten Anwandlung von Furcht Raum gebe...

Ohne Zögern schritt er voraus.

Im Thurm war es fast dunkel, unheimlich rauschte der überwachsene Boden unter den Tritten der beiden Männer.

Am Ausgang drängte sich Graf Hyacinth rasch vor und stieg zuerst auf die Treppe, dem Major die Hand als Stütze reichend:

„Verzeihung! Ich bin den Weg öfter gegangen, als Sie! Blicken Sie nach rechts und folgen Sie!"

Der Major hatte bereits einen Blick abwärts geworfen und sich gestanden, daß das Absteigen mehr Muth erfordere, als das Erklimmen der Treppe. Ohne jeden Ruhepunkt für das Auge schaute man in die gähnende Tiefe, zu der man mit jeder Stufe näher niederstieg.

Aber der Major lehnte die dargebotene Hand des Vetters ab.

Graf Hyacinth stieg leicht und unbefangen abwärts, sich hier und da sorgsam umsehend, ob der Major ihm sicher folge.

Dieser stieg langsam, aber ohne Zögern die Stufen hinab...

Schweigend gingen die Verwandten neben einander her durch den Garten und das offene Thor, an dem Tommaso schon wartete.

Der Major blickte seinen Vetter erstaunt und argwöhnisch an. War das nicht ein Zeichen mit der Hand, das Hyacinth gegeben und Tommaso erwidert hatte?

Doch gleich wieder schüttelte der Major den Kopf über sich selber.

„Ich werde ein Träumer!" sprach er bei sich.

Unter den Oliven war es bereits Nacht. Durch die Zweige schaute da und dort ein Stück des helleren Himmels, und gespenstisch leuchteten die sonderbar gestalteten Stämme durch das Dunkel...

„Wo wohnen Sie, Vetter?" fragte der Major, als sie sich der Stadt näherten.

„In der Krone."

„Dann werden Sie mir erlauben, mit Ihnen zu Abend zu essen."

„Ich bitte darum.“

Darauf sprachen sie nichts mehr. Einer überließ den Anderen voll Rücksicht seinen Gedanken, froh, den eigenen nachhängen zu können.

Als sie fast an den Häusern der Stadt angelangt waren, begegnete ihnen ein Trupp jüngerer Leute, welche mit einer Laterne versehen und singend den Weg zur Ruine emporstiegen. Es war ein lustiges, übermüthiges Lied, das sie mit ihren melancholischen Rhythmen sangen:

Che belle scarpetole che gà la Marianna
Col sangue de Diana!
Voi far ghe l'amor.
Oh che bel fior!
La luna le stelle
L'é i raggi del sol.

O was für hübsche Füßchen hat doch die Marianne
Mit dem Blute der Diane!
Wie wollt' ich sie lieben,
Die schöner ist als alle Blumen,
Schöner als Mond und Sterne
Und alle Sonnenstrahlen —

Der Major blieb stehen.

L'é i raggi del sol... klang es in langgezogenem Finale herunter, während das rothe Licht der Laterne zwischen den Oliven schwankte.

Hyacinth blieb stehen und horchte wie freudig bewegt auf die Töne... Dann eilte er dem Major nach, der in tiefem Sinnen abwärts gestiegen war.

10.
Impetuosa.

In dem mit Petroleum hellerleuchteten Speisesaal der Krone war die allabendliche Tischgesellschaft fast vollzählig versammelt. Als Tafelpräsident amtirte Dr. Mulo, welcher sich verpflichtet hielt, jede Schüssel, die durch seine Hände ging, noch eigens mit einigen geistreichen Bemerkungen zu würzen, welche einige jüngere Herren und ältere Damen stets mit verständnißinnigem Kichern begleiteten. Heute überbot sich der lustige Doctor an witzigen Einfällen, denn während man aß, war Impetuoso plötzlich mit düsterm Schweigen, wie das Gespenst um Mitternacht eingetreten und hatte nach einer stummen, aber vielsagenden Verneigung am unteren Ende der Tafel Platz genommen. Er, welcher keine Gelegenheit vorüber=

gehen ließ, in donnernder Philippika das Abendessen als eines der verderblichsten Vorurtheile, als die zweite Erbsünde unseres Geschlechts zu erklären, ließ sich heute mit düsterem Groll einen Teller unter den Bart schieben und breitete sich selbst eine weißglänzende Serviette über ein paar Beinkleider, deren Zustand bewies, daß sie zu anderen Mahlzeiten des leinenen Schutzes hatten entbehren müssen.

Es war augenscheinlich, daß Impetuoso seinen Gegner in dessen eigenem Lager anzugreifen sich entschlossen hatte. Dr. Mulo, um den immerhin bänglichen Eindruck zu verbergen, den ihm das Erscheinen seines stürmischen Collegen hervorbrachte, wurde immer ausgelassener und trank ein Seidel Wein um das andere. Impetuoso bestellte mit donnernder Stimme eine zweite Karaffe Wasser — eine hatte er bereits leer getrunken.

Dem Essen selbst sprach er in einer Weise zu, daß dieselbe das lebhafteste Erstaunen Karolinens erregte, welche mit ihrer Herrin als letztangekommene Kurgäste das untere Ende der Tafel einnahmen.

Constanze Werning war bei dem geräuschvollen Eintritt des Arztes aus ihrer Träumerei

emporgeschreckt, hatte sich aber, da sie mit der Mehrzahl der Gäste dem Dr. Mulo ihr Vertrauen geschenkt, nicht weiter um ihren Tischnachbar bekümmert.

Karoline dagegen, zu deren vorherrschend übler Laune die isolirte Stellung nicht wenig beigetragen hatte, zu welcher sie sich durch den Eigensinn ihrer Herrin verurtheilt sah, lauschte um so bereitwilliger den Orakelsprüchen Druckeisen's, welcher im Gegensatz zu den heiteren Lobsprüchen seines epikureischen Collegen jede der ankommenden Schüsseln mit den herbsten Urtheilen belegte.

„Dieses Gemüse ist geradezu Gift," erklärte Impetuoso mit vollen Backen und füllte seinen halben Teller. — „Wenn Sie davon essen, begehen Sie geradezu einen Selbstmord, meine Damen!"

„Aber Sie essen ja selber davon," bemerkte Karoline schnippisch, indem sie die Schüssel zu erlangen suchte, die ihr der strenge Hüter ihrer Gesundheit hartnäckig vorenthielt.

Ein Blick erhabenster, zürnender Aufopferung traf sie:

„Ich sehe schon, wie weit es hier unter dem leichtfertigen jungen Mann gekommen ist, dessen

Unerfahrenheit es wagt, mit dem Leben der Menschen zu spielen. Heute noch werde ich den Wirth verpflichten, daß er den Kurgästen nur die ihnen zuträgliche Nahrung reicht — ich werde ihm eine Liste der Speisen überreichen und wenn es sein muß, selbst in der Küche bleiben..."

„Um die besten Stücke zu bekommen, hi! hi!" unterbrach es vom obern Ende der Tafel die laute Rede des Zeloten und mit geröthetem Gesicht, vor Lachen außer sich, wiegte sich Dr. Mulo auf seinem Sessel hin und her. Die ganze Gesellschaft, Constanze Werning und Impetuoso ausgenommen, brach in ein lautes Gelächter aus.

Impetuoso war aufgesprungen und seine derbe Hand über die Köpfe Constanze Werning's und ihrer Dienerin ausstreckend, brüllte er:

„Mein Herr! Wie können Sie es wagen, die Redlichkeit meiner Absichten zu bezweifeln?"

„Mein Herr!" rief der weinselige Doctor Mulo, mit erzwungener Heiterkeit den Ton seines Gegners nachahmend, „wie können Sie es wagen, in meiner Gegenwart meine Kurmethode zu verdächtigen..."

„Mein Herr!" donnerte Impetuoso und trat Karolinen so heftig auf den Fuß, daß diese laut

aufschrie. — „Mein Herr! Sie sind ein Charlatan, ein Unverschämter!...“

Dann warf er geräuschvoll seinen Stuhl um und näherte sich mit dröhnenden Schritten seinem Feinde.

Dr. Mulo war sehr blaß aufgesprungen und erwartete den gewaltthätigen Gegner, eine ausgetrunkene Flasche in der Rechten...

Aber bereits hatten Kellner und Wirth sich vor den Bedrohten gestellt, und unter der Thür erschienen Graf Hyacinth und der Major.

Impetuoso mochte fühlen, daß er jedenfalls künftige Abendessen auf Credit verscherzen würde, wenn er weiter gehe, er nahm daher seine stolzeste Stellung an und rief:

„Sie sind zu klein für meinen Zorn — ich habe ein Herz für meine Kranken, ich leide mit jedem von ihnen und werde mit ihm gesund — in Ihrer Brust, Herr College, sitzt nur ein nimmersatter Weinschlauch!“

Das traf. Giftig bäumte sich Dr. Mulo hinter seinen Beschützern empor:

„Warten Sie nur! Warten Sie nur! In einer der nächsten Nummern der medicinischen Wochenschrift werde ich Sie kennzeichnen. Brandmarken werde ich Sie für immer...“

„O wie unwürdig! Wie häßlich!" seufzte Constanze Werning, indem sie dem Major die Hand bot.

„Und sind Sie jetzt noch nicht genesen — von Ihren ärztlichen Rathgebern?" fragte der Major freundlich.

Constanze Werning schaute ihren Freund mit trübem Lächeln an:

„Ich sollte es sein! Was soll man nicht Alles! Sie kennen ja meine unglückselige Schwäche... die Angst vor dem Tode läßt uns oft Hülfe suchen bei Menschen, die noch zehnmal schwächer und erbärmlicher sind als wir. Wenn er auch nicht helfen kann, wenn er uns nur sagt, daß er es vermag, das schon ist Betäubung..."

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen italienischen Vetter vorstelle, von dem wir heute sprachen. Unser Gespräch, das in mir nachklang, war wohl die Ursache, daß ich noch spät zu dem alten Schloß emporstieg, und dort traf ich zu meiner Freude meinen jungen Verwandten. Vetter Hyacinth von Arco, Fräulein Constanze Werning."

Wenn der Major bezweckt hatte, Constanze Werning aus ihrer drückenden Stimmung aufzurütteln, so erreichte er seinen Zweck vollkommen.

Ein tiefes Roth bedeckte ihre eben noch marmorblassen Wangen und verwirrt schlug sie den Blick zu Boden vor den dunklen staunenden Augen des Mannes, der vor ihr stand und dessen Gesicht und Gestalt ihn so sehr von allen Menschen unterschied, die sie bisher gekannt hatte. Da war Alles mächtig, eigenthümlich, selbst die Art, wie er sich vor ihr verneigte, hatte nichts Herkömmliches, Uebliches, trotzdem oder vielleicht, weil sie so graziös war.

Auch als Hyacinth jetzt sprach, klang seine Stimme leise zwar, doch tief und zitternd, als werde dieser Mann erst dann des Wortes mächtig, wenn irgend etwas seine Seele tief erfaßt habe.

„Meine Vaterstadt ist mir jetzt doppelt theuer, da sie so bevorzugten Wesen Schutz und Sonne giebt.“

Constanze Werning schlug die Blicke nicht auf.

„Sie kennen mich nicht, mein Herr! Und Ihr Verwandter ist zu gütig gegen meine Fehler.“

Graf Hyacinth schüttelte lächelnd den Kopf.

„Wir im Süden,“ sagte er dann — „haben vielleicht nicht so bestimmt wie die verständigeren Bewohner des Nordens die Vorstellung von Gut und Nichtgut, von Fehler oder Vorzug — das

Schöne, Große gilt uns auch für gut und wo wir bewundern, fehlt uns die Kritik..."

Der Major hatte den Stuhl Constanzens zurecht gestellt und einen andern neben sie für Hyacinth. Die beiden jungen Leute nahmen Platz. Der Major setzte sich neben seinen Vetter.

Rathlos, grüngelb vor Zorn trippelte Karoline hinter ihnen herum. Auf ihrem Stuhle saß Graf Hyacinth. Der Graf schien sie nicht zu bemerken.

„Kellner! einen Stuhl und ein anderes Gedeck!" rief sie laut, aber außer dem Kellner beachtete Niemand ihre Stimme...

Auch Impetuoso hatte wieder Platz genommen. Er war sehr zufrieden mit sich selbst. Er zweifelte nicht, daß er dem Ansehen seines Rivalen eine empfindliche Schlappe beigebracht habe. Auch hatte er zum ersten Mal Gelegenheit gehabt, den Patienten seines Gegners zu erklären, daß er ein Arzt sei, der ein Herz habe. Er wußte aus seiner früheren Praxis, daß das Wort Herz, an richtiger Stelle und mit Nachdruck ausgesprochen, selten seinen Eindruck auf weibliche Gemüther verfehlt. Auch glaubte er bereits zu bemerken, daß einige ältere Damen in seiner Nähe, welche an nervösen Zu-

ständen litten, ihn mit besonderer Aufmerksamkeit betrachteten. Es war gewiß: die alleinheilende Autorität seines Collegen hatte einen Stoß erhalten und auch der Wirth näherte sich beim folgenden Gange mit süßer Speise und Miene zuerst dem strengen Richter seiner Tafel mit der einschmeichelnden Frage: Ob vielleicht die Zubereitungsart nicht ganz seinen Beifall habe...

Impetuoso roch, schob ein mächtiges Stück heißen Puddings in die aufgesperrte Mundhöhle und würgte hervor:

„Mag angehen! Zu viel Mandeln! Sonst gut!"

Impetuoso war bereits lebhaft in Anspruch genommen durch die Betrachtung des Grafen Hyacinth, dessen Name durch den Wirth bereits flüsternd von Ohr zu Ohr geraunt worden war. Diesen Mann hatte das Glück ihm gegenüber gesetzt. Wenn ihn der Träger des erlauchtesten Namens, der größte Grundbesitzer der Gegend zum Hausarzt wählte, so mußte das vom günstigsten Einfluß sein auf die Zunahme seiner Praxis.

Impetuoso wußte von dem Vorleben des jungen Edelmannes nichts. Die Schlußfolgerung, daß der reiche Nobile der conservativen Partei

angehöre, war daher eine naheliegende. Es galt jetzt einen entscheidenden Schlag, um den Gegner vollends aus dem Sattel zu heben. Impetuoso erhob sich, ergriff sein bis zum Rande gefülltes Wasserglas, neigte zierlich sein Haupt und begann mit einer so sanften Stimme, die man seinen stürmischen Anlagen gar nicht zugetraut hätte:

„Hochgeschätzte Damen und Herren! Wenn ich das Wort ergreife, so geschieht es, weil ich durch meine Stellung als Arzt, durch das Vertrauen so vieler geehrten Kurgäste, die mir ihr Leben und ihre Gesundheit anvertraut haben, gewissermaßen verpflichtet bin, das Wort für sie zu ergreifen. Im Namen dieser großen Mehrzahl der hiesigen Kurgäste, deren Rathgeber ich zu sein die Ehre habe — heiße ich den letzten Sprößling des hochgräflichen Geschlechts derer von Arco auf seinem heimathlichen Boden willkommen. Sind wir hier Versammelte auch aus fast allen Gegenden Deutschlands zusammengeweht, ja einige sind sogar aus Rußland und weiter her — so werden wir doch keinen Augenblick der pietätvollen Verehrung vergessen, die wir dem jahrtausendlangen Walten eines edlen Geschlechts an dieser Stelle schulden, die uns mit

ihrem herrlichen Klima Gesundheit und Leben zurückgiebt. Indem ich unsern hochverehrten Gönner daher willkommen heiße in den Mauern, die einst vom gepanzerten Schritt seiner Reisigen widerhallten, glaube ich dem Herrn Grafen nur aus dem Herzen zu sprechen, wenn ich ihm als Gruß zurufe die ewige unvergängliche Wahrheit: Evviva Pio nono!" Unsinn so etwas zu schreiben!

Impetuoso hatte das gerufen in einer Stellung und mit einem Blick, aus dem der ganze Muth seiner Ueberzeugung sprach, wie in höchster Ekstase erhob er sein bis zum Rande gefülltes Wasserglas.

Dr. Mulo war einer Ohnmacht nahe vor Aerger, weil ihm das nicht eingefallen war. Sprachloses Erstaunen herrschte ringsum an der Tafel — nicht wegen des Unsinns, den Impetuoso sprach, daran ist die gebildete Menschheit gewöhnt, seit es Toaste giebt, auch nicht darüber, daß Impetuoso als behandelnder Arzt der Mehrheit der Kurgäste auftrat — denn es ist vernünftigerweise von keinem Arzte zu verlangen, daß er erzählt, er sei ohne Patienten — aber über den italienischen Schluß der deutschen Rede mußte die meist aus protestantischen Aus-

ländern bestehende Kurgesellschaft höchlich betroffen sein.

Ehe die allgemeine Verwunderung sich noch in Worte zu kleiden vermochte, sagte die ruhige Stimme des jungen Grafen:

„Ich danke Ihnen recht sehr für Ihre freundlichen Worte, mein Herr! Es sollte mich sehr freuen, wenn Ihre geehrten Patienten deshalb, weil ich zufällig den Namen der Stadt führe, in der sie Genesung oder Linderung ihrer Leiden suchen, mir ein besonderes Wohlwollen zuwenden möchten. Ich kann dafür nur als für etwas völlig Unverdientes doppelt dankbar sein. Auch Ihr Interesse für das greise Haupt einer weitverbreiteten Religionsgenossenschaft theile ich vollkommen und habe die besten Wünsche für das Wohlergehen Seiner Heiligkeit — aber gewöhnt, den Theil stets dem Ganzen unterzuordnen, erlaube ich mir in warmer Zuneigung für das Land, dessen Sohn ja auch Pius IX. ist, Ihnen zu erwidern: Es lebe Italien!"

Graf Hyacinth hatte sich nicht erhoben, während seiner Rede hatte ein gutmüthig ironisches Lächeln sein Gesicht nicht verlassen. Erst beim Schluß leuchteten seine dunklen Augen, er ergriff das Glas voll dunkelrothen Weins, das vor

ihm stand, und seine Stimme wurde gewaltig: Es lebe Italien!

Verstimmt durch den ganzen Vorgang schaute der Major vor sich nieder. Er erhob die Hand nicht, um den Toast zu erwidern.

Impetuoso sagte ein dumpfes Gefühl und das wiederbeginnende Kichern des Doctor Mulo, daß die allgemeine Stimmung ihm nicht günstig sei, und er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sein mächtiges Wasserglas bis zum Grunde leer trank.

Das Feuer in den Augen des Grafen erlosch — mürrisch wollte er das Glas niedersetzen, da klang neben ihm eine leise bebende Stimme und eine weiße schmale Hand hob den zarten Kelch, der mit einigen Tropfen goldgelben Vino santo gefüllt in ihrer Nähe stand, und mit leisem melodischen Klingen gleich einem silbernen Glöcklein berührte er das Glas des Grafen:

„Es lebe Italien!"

„Es lebe Italien!" tönte die dünne Stimme Dr. Mulo's triumphirend vom anderen Ende des Tisches und auch die Gläser der norddeutschen Kurgäste klirrten.

Impetuoso mochte zum ersten Mal in seinem Leben begreifen, daß er sich lächerlich gemacht habe, und verließ mit stolz erhobenem Haupte geräuschvoll den Saal.

11.
Ein Vehmgericht der Liebe.

Eine etwas peinliche Pause folgte, welche Doctor Mulo vergeblich auszufüllen bestrebt war, indem er den fliehenden Feind mit Witzeleien verfolgte. Er erreichte bei manchem der Anwesenden sogar das Gegentheil seiner Absicht, denn männiglich war Zeuge gewesen, daß er doch einen Augenblick vor dem stürmischen Gegner nicht ganz seine Manneswürde gewahrt habe.

Der Major hatte nicht mit angestoßen und konnte es nicht ganz verbergen, daß er durch den Zwischenfall sehr unangenehm berührt sei, wenn es ihm auch nicht im Entferntesten einfiel, dem Vetter wegen seines auf so ungeschickte Weise herausgeforderten politischen Glaubensbekenntnisses gram zu sein. Aber Constanze

hatte ihm bitter weh gethan durch das Feuer, mit dem sie den Toast erwiderte, von dem sie wußte, daß er ihn an dieser Stelle verletzen mußte. Sie saß auch still und bleicher als gewöhnlich da und wagte nicht die Augen zu erheben. Das versöhnte den Major einigermaßen, der sich ja so gern versöhnen ließ.

Graf Hyacinth selbst schien unzufrieden mit sich selber und lehnte sich fast finster in seinen Stuhl zurück. Er hatte sich verleiten lassen, auf eine Erbärmlichkeit mit einem großen Worte zu antworten, und das ist immer mißlich, wenn man die Erbärmlichkeit einsieht.

Auch der Doctor hatte endlich geschwiegen, da er durch seinen Rausch empfinden mochte, daß man ihm nicht mit derselben gefälligen Aufmerksamkeit lauschte wie sonst.

Durch das Zimmer tönte nur das Knarren der neuen Stiefelsohlen des Kellners, der abservirte.

Da erklang noch ein anderer Ton — er kam von außen, vor den Fenstern erscholl es durch die dunklen engen Straßen, hohl, gespensterhaft. Und doch kam es nicht von der Straße herauf, denn dort herrschte seit einigen Minuten die tiefste Stille und selbst die Gäste der gegenüber=

liegenden Kneipe „zur Römerin", welche die Stühle weit in den Koth der Contrada gerückt, hatten ihren halbtrunkenen Gesang eingestellt.

Und eintönig klang es, hohl, doch vernehmlich, als komme die Stimme von den Dächern herab. Es waren Namen die sie nannte, und als die Stimme schwieg, jauchzten die Zecher in der Kneipe laut auf vor Vergnügen...

Und wieder schwiegen sie und wieder begann der seltsame hohle Ruf von oben...

Alles lauschte.

„Was ist das?" fragte Constanze, emporschreckend wie aus tiefem Traum und ohne die Frage direct an ihren Tischnachbar zu richten.

Graf Hyacinth antwortete:

„Es ist ein alter Brauch, den die jungen Leute des Ortes jeden Frühling an bestimmten Abenden üben. Es zieht nämlich eine Anzahl von ihnen, die sich besonders dazu berufen fühlt, auf den Schloßberg und einer ruft die Namen der Jünglinge und Mädchen über die Stadt hin, welche während des Winters sich näher getreten sind. Die Volksstimme irrt sich selten, mir ist wenigstens aus meiner Jugend, die ich hier zugebracht habe, kein Fall bekannt, daß das nächtliche Aufgebot bei Tage von denen verleugnet

worden wäre, die es zusammen nannte. Selbst Eltern, welche mit der Wahl ihrer Kinder nicht einverstanden waren, ließen sich schon durch die Verkündigung vom Felsen von Arco umstimmen. Fast sicher sind diejenigen Paare, welche heute Abend von dort oben heruntergerufen werden, bis zur nächsten Weinlese Mann und Frau..."

Diese Mittheilung, von Hyacinth mit ruhiger und verhaltener Stimme gegeben, war von der ganzen Tischgesellschaft aufmerksam angehört worden und brach den Bann, der auf ihr lag, mit einem Male.

„Herrlich! Ueberhaupt Alles ist herrlich hier zu Land!" rief der Doctor.

„Besonders der Wein, Doctorchen!" lachte ein alter Forstrath aus Hannover mit Stockschnupfen und Burgundernase.

Seine Frau, die neben ihm saß, wiegte bedenklich Kopf. Ihr, die sich erlaubt hatte, ihren Schwiegersohn höchst eigenhändig selbst zu wählen und noch vom klimatischen Kurort aus die Zügel der Suzeränität über das junge Hauswesen nicht aus der Hand ließ, sondern dem neugebornen Weltbürger brieflich die Nahrung dictirte, die er zu sich zu nehmen hatte, konnte dieses eigen-

thümliche Heirathsbureau nur höchst unmoralisch erscheinen...

„Das waren gewiß die jungen Leute mit der Laterne, denen wir begegneten?“ fragte der Major. „Ein Vehmgericht der mildesten Art.“

„Ein oberster Gerichtshof der Liebe...“ rief ein mit Lungenkatarrh behafteter Assessor.

Constanze Werning sagte nichts. Sie war aufgestanden und hatte sich dem Fenster genähert. Jetzt öffnete sie es.

Doctor Mulo sprang hinzu.

„Aber, bestes Fräulein, was thun Sie! Die Nachtluft ist das Gefährlichste für Ihren Zustand...“

Mit traurigem Lächeln hatte sich Constanze Werning des übereifrigen Doctors erwehrt.

„Auf meine Gefahr, Doctor! Ich finde diese Sitte schön — sehr schön — und ich glaube nicht, daß der Körper Schaden nehmen kann, wenn die Seele sich gehoben fühlt... Freilich, wenn beide niedergedrückt sind bis zur Erde...“

Man hörte nicht mehr den Schluß ihrer Rede, denn sie hatte sich bereits zum Fenster hinausgelehnt und sah empor zu den zackigen Rändern und Schornsteinen der flachen Dächer, über denen der Schloßberg und die Ruine sich

scharf gegen den dunkelleuchtenden, sternbesäten Nachthimmel abhoben.

Ein dunkelrothes Licht schwankte zwischen den dunklen Laubwellen der Oliven umher.

„Dort sind sie!...“ rief Constanze mit kindlichem Jubel und deutete mit ihrer schimmernden Hand nach oben.

Graf Hyacinth trat neben sie. Der Major stand hinter Beiden. Die Blicke der zwei Männer folgten nicht der ausgestreckten Hand des Mädchens, sondern sogen ganz und voll den Zauber der graziösen Gestalt ein, bei deren Anblick man nicht an Tod und Krankheit glauben konnte...

Auch von den Gästen der „Römerin“ unten war die Frauengestalt am Fenster bemerkt worden. Einer von ihnen umarmte den hölzernen Stuhl auf dem er gesessen, tanzte damit im Kreise herum und sang mit branntweinheiserer Stimme:

Se tu gavesti il cuore
Come che tu sei bella
Saresti appunto quella
Che brama sto mio cor —

O wenn Du hätt'st ein Herze,
Das gliche Deiner Schönheit,
Du wärest wahrlich jene,
Die ich im Herzen trage.

Der Sänger umschlang inbrünstig seinen Stuhl, Alle lachten, und ein kleiner verwachsener Zwerg begann mit deutlicherer Anspielung, indem er eine flehende Geberde gegen das Fenster machte:

A passar per sta contrada
La me rende compassione
A veder ste giovinotte
E non esser mi el padrone.

Geh' ich durch diese Straße,
So macht es mir viel Kummer
Zu sehn die schönen Mädchen
Und nicht zu sein ihr Herr!

Und die Anderen fielen ein und der Zwerg chassirte mit verliebten Geberden gegen das Fenster und der erste Sänger tanzte mit seinem Rohrstuhl im Kreise...

Da legte der Tänzer seinen Stuhl nieder und die Sänger schwiegen und lauschten, denn hoch oben klang es deutlich und langsam über die Dächer:

„Der — der — stolze Major — und — und — die schöne — schöne — Constanze!"

Noch ehe sich die am Fenster Stehenden Rechenschaft geben konnten, ob sie recht gehört, wiederholte die Stimme und der Abendwind kam ihr zu Hülfe und trug die Worte so

deutlich herein, als kämen sie vom nächsten Dache.

„Der stolze Major — die schöne Constanze…“

Die Gäste der „Römerin“ jubelten und verbeugten sich vor dem Fenster.

Constanze hielt sich mit bebenden Händen an der Fensterbrüstung. Sie fühlte die brennenden Augen Hyacinth's, ohne daß sie sich umwandte, und seine eigenthümlich gepreßte Stimme durchbebte ihren fröstelnden Körper, fröstelnd, sie wußte nicht, war es von der kalten Nachtluft oder von seiner Nähe.

„Wer im Frühling von dort oben verkündet wird, ist bis zur Weinlese Mann und Frau…“

Da wandte sich Constanze halb gegen ihn und sagte mit einer Heftigkeit, die ihren zarten Körper wie von Grund aus erschütterte:

„Ihr Orakel lügt — nie — nie!“

Sie wendete sich rasch. Ihr Blick streifte das vor wilder Freude leuchtende Antlitz Hyacinth's, traf voll auf die bleichen, verstörten Züge des Majors.

Das that ihr wieder leid — er trug ja keine Schuld und sie waren ja in der That so viel mitsammen gegangen, daß es aussehen konnte…

Auch die Tischgesellschaft flüsterte und be-

trachtete sie lächelnd. Sie erröthete — sie hatte ja selbst einmal an das gedacht, was ihr jetzt so schrecklich erschien... Aber er trug ja keine Schuld...

„Geben Sie mir mein Tuch, guter Major!"

Graf Bogen zuckte zusammen und reichte ihr mit einer tiefen Verbeugung den verlangten Gegenstand.

Constanze verließ den Saal ohne sich nach Hyacinth noch einmal umzuwenden. Sie konnte ihn nicht mehr ansehen. —

Als Constanze in ihrem Zimmer angekommen war, setzte sie sich nieder und schaute mit gefalteten Händen lange vor sich hin.

Ein bösartiges Lächeln lag auf dem Gesichte Karolinens, als sie die überflüssigen Toilettstücke weglegte. Endlich schien die in ihr angesammelte Galle sich einen Ausweg zu erzwingen:

„Nun, was werden wir morgen anziehen?" fragte sie mit einem impertinenten Blick über die Achsel. „Vielleicht das schwarzseidene Kirchenkleid zu Ehren des Herrn Bräutigams oder das ausgeschnittene blaßblaue, um den hübschen Italiener noch verrückter zu machen."

Kaum hatte Karoline ihre boshafte Rede beendet, als sie auch bleich vor Schreck und Ueber-

raschung wurde. Hochaufgerichtet, mit glühenden Wangen stand Constanze vor ihr, mit der ausgestreckten Hand nach der Thür weisend.

„Geh',“ sagte sie, und Karolinen kam es vor als ob es nicht mehr die Stimme ihres sanften Fräuleins wäre, die heute zu ihr sprach — „Geh' und laß Dich nie wieder vor mir sehen —“

„Aber, gnädigstes Fräulein...“ stammelte Karoline.

„Geh', sag' ich...“

Die Augen Constanzens flammten und ihre Gestalt schien zu wachsen.

Zum ersten Mal wagte Karoline nicht zu widersprechen. Sie schlich sich scheu aus der Thür.

Und Constanze brach nicht zusammen wie sonst nach der flüchtigsten Erregung. Lange noch ging sie im Zimmer auf und ab mit raschen elastischen Schritten, ihr Busen hob und senkte sich in kräftigen Athemzügen, ihre Augen leuchteten und auf ihren Wangen lag die Frische der Gesundheit. Bald drohten ihre zusammengezogenen Brauen, bald lächelte sie.

Die Liebe hatte sie stark gemacht.

12.
Stimmungen.

Unter der Tischgesellschaft der Krone herrschte am andern Tag eine eigenthümliche Stimmung, die sich mit wenigen Worten nicht gut näher bezeichnen läßt. Jedermann fühlte, daß der erste Act eines Dramas vor seinen Augen sich abgespielt hatte, ohne daß sich nur einer der Fäden der Handlung faßbar darreichte.

Thatsache war, daß Fräulein Constanze, die sanfte, allgemein beliebte Constanze, die so hübsch auf dem schlechten Piano des Lesezimmers zum Ergötzen von Jung und Alt zu klimpern pflegte, von den boshaften jungen Arcoern vom Schloß herunter als die Braut des Majors ausgerufen worden war. Man hatte den Major und Constanze Werning sehr oft beisammen gesehen und

Jedermann sagte sich, daß es auf dieser Welt wohl noch überraschendere Dinge gab, als eine Verlobung zwischen zwei Leuten, welche bereits seit langer Zeit sichtliches Wohlgefallen aneinander gefunden hatten. Die Schwiegermutter Forsträthin meinte zwar, es sei ein eigenthümlicher Geschmack, eine kranke Frau zu nehmen. Wegen dieser herzlosen Bemerkung wurde sie von dem Assessor, der selber krank und Bräutigam war, sehr scharf in's Gebet genommen und da ihre einzige Tochter bereits Gattin war, beruhigte sie sich endlich und meinte, der Major sei alt genug, um selber zu wissen, was er zu thun habe.

Dieses menschenfreundliche, tolerante Urtheil wurde allseitig mit Beifall aufgenommen und man hätte die Sache damit eigentlich für abgemacht halten sollen. Nun gehören aber Verlobungen und Heirathen mit zu den interessantesten Ereignissen im menschlichen Leben und Jeder ist geneigt, in den Zügen Verlobter oder Neuvermählter den berechtigten Nachdruck der Geschichte des eigenen Herzens zu lesen.

Kein Wunder also, daß Constanze und der Major bei ihrem Erscheinen einem sorgfältigen Studium unterworfen wurden. Das Resultat war nur zur Hälfte befriedigend. Auffallend

war es, daß die Verlobten einzeln und in ihrer gewöhnlichen Toilette erschienen waren. Man hatte erwartet, daß das Brautpaar schon heute seine Visiten machen werde, und die Forsträthin war sicher, nach Tisch auf ihrem Zimmer eine der wohl schon längst vorbereiteten Karten zu finden.

Man fand zwar, daß der neue Stand sehr günstig eingewirkt habe auf das Aussehen der Braut, aber dem Bräutigam schien die Sache nur halb zu passen. Man hatte den Major noch nie so niedergeschlagen gesehen und mit der Braut sprach er nicht zehn Worte...

„Es ist das Glück, das ihn so angreift,“ entschied der Assessor, der Optimist in solchen Dingen.

Die Forsträthin, an welche er diese Bemerkung richtete, schüttelte die grauen Locken. Sie sah schärfer, als das junge Volk. Dem Major war die Heirath mit der kranken Frau nur mehr halb recht. Wer weiß, wie die ganze Sache sich zugetragen hatte.

Endlich kam auch Graf Hyacinth. Ein einfacher Anzug aus ernstem Schwarz brachte seine mächtige Gestalt noch mehr zur Geltung. Der sah viel eher wie der Bräutigam aus, als der

Andere. Noch mehr — Fräulein Constanze wurde ganz dunkelroth, als er eintrat und sich mit einer tiefen Verbeugung zwischen sie und Karolinen setzte, welche nicht gewagt hatte, ihrer Herrin nahe zu rücken. Jetzt erst fiel es doppelt auf, daß der Major den Stuhl neben seiner Braut nicht eingenommen hatte.

Und kaum hatte Graf Hyacinth seinem Vetter die Hand gedrückt und die ersten Worte an Constanze gerichtet, als die Beiden auch taub und blind waren für Alles außer ihnen.

Der Graf erzählte von seiner Jugend, von den schönen lichtumflossenen Tagen, da er unter den Cypressen des alten Castells von künftigen Thaten träumte. Wie Wetterleuchten zuckte es über sein Antlitz, als er von dem ersten Erwachen des nationalen Geistes in seinem Innern sprach, wie er an der Spitze einer Schaar muthiger Jünglinge aus der Gegend zu den Schaaren Garibaldi's stieß. Er erzählte mit tiefer Rührung von dem Tod des Einen, mit aufblitzendem Zorn von der Ehrlosigkeit und Feigheit Anderer und wenn er von sich selbst sprach, geschah es in der bescheidensten, anspruchlosesten Weise... Er schilderte enthusiastisch seinen Freund Garibaldi, der ihn wie einen Sohn behandelt, er

malte die herrlichen Gefilde Italiens mit einer poetischen Farbenpracht, so blendend wie Italiens Sonne...

Und Constanze lauschte, lauschte mit verhaltenem Athem und stockendem Pulsschlag, und wenn Hyacinth schwieg, aus Furcht, sie zu ermüden, fragte sie hastig, damit sie wieder den tiefen vibrirenden Ton seiner Stimme höre.

Und Hyacinth erzählte weiter, wie er trotz alledem die Sehnsucht nicht mehr habe bezwingen können, nach dem herrlichen blauen See, nach dem Paradies, auf dem die Sonne Italiens glänzt, während die mächtigen Ausläufer der Alpen es vor jedem rauhen Windhauch schützen...

„Und Sie sind nicht enttäuscht, die Heimath steht noch mit demselben Zauber vor dem Auge des Mannes, mit dem sie die Phantasie des Jünglings umgab...?"

Graf Hyacinth sah lange vor sich nieder, ehe er mit gepreßter Stimme antwortete:

„Ich weiß es nicht, ich habe kein Urtheil mehr. Nur das weiß ich, daß ich nicht um alle Güter der Welt von hier fortgehen möchte, so lange Sie hier weilen..."

Constanze sagte nichts. Sie sah ihn nicht einmal an. Ihre zarten Hände spielten mit der

Serviette und ihr Mund lächelte — so saß sie da, ein Bild stummen, erhabensten Glückes.

Die dünne Stimme des Doctors tönte vom oberen Ende des Tisches:

„Der erste Grundsatz der modernen ärztlichen Wissenschaft ist Luft, Bewegung, Heiterkeit. Sana mens in corpore sano sagten die Alten, ich sage Sana mens reddit sanum corpus. Ich habe daher für morgen zur geistigen und leiblichen Erfrischung eine Seefahrt nach dem herrlichen Ponalfall und ein Frühstück daselbst in Vorschlag gebracht. Wer von meinen geehrten Patienten sich kräftig genug fühlt, die Partie mitzumachen, der folge getrost den Eingebungen der wiedererwachenden Lebenslust und beherzige den tröstlichen Spruch: In Gegenwart des Arztes schadet nichts."

Nachdem Dr. Mulo mit seiner schwülstigen Einladung zu Ende, sah er sich erwartungsvoll im Kreise um. Er hatte seit gestern das leise Gefühl, daß sein Ansehen einen Stoß erlitten und daß ihm vor Allem daran liegen müsse, seine Patienten nicht allzu sehr dem Nachdenken zu überlassen, zu dem sie an dem kleinen zerstreuungsarmen italienisch redenden Kurort nur allzu sehr versucht waren.

In der That wurde dieser Vorschlag von der Tafelrunde mit lautem Beifall aufgenommen.

Der Forstrath sagte zu unter der Bedingung, daß der Doctor für einige Flaschen guten Rothwein sorge, um der Seekrankheit besser widerstehen zu können. Die Forsträthin wollte Hühnerpastete mitgenommen wissen und entwickelte in langer Rede die Gründe, warum Hühnerpastete sich für derlei Ausflüge allein eigne. Leider habe sie das Recept ihrer Tochter in die Ehe mitgegeben, aber sie wolle mit dem Koch ein ernstes Wort reden. Er spreche zwar nicht deutsch und sie nicht italienisch, aber eine deutsche Hausfrau wisse sich immer verständlich zu machen.

Der Assessor glaubte bei der anhaltenden Trockenheit die Frage riskiren zu dürfen, ob Doctorchen den Ponalfall zu Schiff oder zu Esel zu erreichen gedenke.

Doctor Mulo nahm diese Anspielung auf seine bekannte Leidenschaft nicht im Geringsten übel und drohte dem Assessor, wenn er auch morgen zu Witzen aufgelegt sei, ihn während der ganzen Seefahrt den Respirator nicht abnehmen zu lassen.

„Und werden auch unsere übrigen Tischgenossen, unsere „Gesunden" an dem kleinen Feste

theilnehmen? Fräulein Werning, mit einem solchen rosigen Teint, zählt man nicht mehr zu den Kurgästen — Ihre Nachkur werde ich competenteren Händen überlassen — auf Sie dürfen wir doch zählen — Sie kommen — ich wußte es ja — Herr Major, da Fräulein Werning geht, so haben Sie über sich nicht mehr zu verfügen. — Und der Herr Graf unterstützen natürlich Ihren Herrn Vetter im Dienste des Schönen. Also es bleibt dabei, meine Herren! Morgen früh acht Uhr brechen wir auf — ich werde mit dem Wirth reden, daß er uns seine zwei besten Wagen giebt — verlassen Sie sich auf mich — es wird reizend!"

Und der Doctor lief unruhig hin und her, nahm den Kellner am Aermel, schrie nach dem Wirth, und war selbst, wenn auch nicht die glücklichste, so doch die lebhafteste Repräsentation seiner Kurmethode: Bewegung, Heiterkeit!

Der Major, welcher mit traurigem Lächeln die angeregte Unterhaltung zwischen Constanze und Hyacinth beobachtet hatte, neigte sich zu Constanze herüber und sagte halb schüchtern, halb im Tone des Vorwurfs:

„Es ist nicht meine Schuld — gewiß nicht, daß man nun schon seit gestern zweimal auf die

taktloseste Weise unsere Namen zusammen nennt. Befehlen Sie und es wird mich auch glücklich machen, Ihnen zu gehorchen und mich von der Gesellschaft auszuschließen."

Constanze erschrak ein wenig, denn in der That hatte sie die Anwesenheit des Majors fast vergessen und seine Stimme klang nun plötzlich an ihr Ohr, wie aus weiter Ferne. Aber mit der Raschheit des weiblichen Scharfblicks in solchen Fällen sah sie, daß Alfred von Bogen litt — der sonst so frische Vierziger sah heute alt, sehr alt aus. In dem Bestreben, ihn zu versöhnen, gelang ihr fast der alte vertrauliche Ton, der ihn oft so glücklich gemacht.

„Aber, lieber Freund — gewiß bin ich Ihnen dankbar, wenn Sie wie bisher mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen wollen. — Was liegt an den thörichten Leuten, die nicht mehr an eine einfache, treue Freundschaft glauben wollen. Sie sollen aber trotz alledem mein Freund bleiben, Major — ich bitte Sie darum, und darum gehen wir morgen trotz alledem mitsammen... Der Doctor hat Recht, so unsympathisch sie sei, jede Gesellschaft als solche schon hat den Vortheil, daß sie anregt, gleichviel ob zu Widerspruch oder Heiterkeit, und darum gehe ich mit.

— Machen Sie mir wieder ein freundliches Gesicht. Sie waren doch sonst so nachsichtig gegen die Launen einer Kranken..."

Der Major ergriff die zarte Hand, die sich ihm zur Versöhnung über den Tisch entgegenstreckte, und er versuchte ein freundliches Lächeln. Es fiel trübe genug aus. Die Launen einer Kranken schienen ihm ganz bedenklicher Natur. Er fühlte, daß er ein Unrecht gegen sich selbst begehe, wenn er Constanzens Wunsch gehorche, aber er fühlte zugleich den leichten Druck der schönen Hand und konnte nicht mehr anders. Auch seine Stunde hatte geschlagen, spät noch, nach einem Leben voller Ruhe, Ordnung und Grundsätzen — aber sie hatte geschlagen und seine Seele sehnte sich mit aller Inbrunst nach dem, was er, er täuschte sich darüber nicht, bereits verloren.

Es lag eine Art bitterer Ironie in der Frage, womit sich der Major an seinen Vetter wandte:

„Und Sie gehen mit — ich brauche kaum zu fragen —"

Stolz hielt Hyacinth den frostigen Blick des Vetters aus, dann wandte er sich zu Constanze:

„Auch ich lege mein Schicksal in Ihre Hand! Darf ich mitkommen?"

Constanze war sehr ernst und blaß geworden, dann nickte sie einigemal rasch und wie zerstreut mit dem Kopfe, als antworte sie zugleich auf alle die Fragen, die aus der dunklen Tiefe ihres Herzens stiegen...

13.
Zum Ponal.

Ein lichter, schöner Morgen voll Glanz und Gluth, wie ihn nur Italien kennt, lag auf den silbernen Kuppeln der Stadt und den grauen Ruinen des Schlosses von Arco, als die Wagen der „Krone" auf der breiten, ebenen Fahrstraße nach Riva das leise wogende Blättermeer der Campagna durchschnitten. Mit den Wagen um die Wette liefen zur Seite der Straße die Wellen der von der Sarca abgeleiteten Bächlein, und an ihrem Ufer schlangen sich in kühnem Bogen die Reben von Ast zu Ast, von Baum zu Baum und darüber ragten Maulbeer- und Aprikosenbaum, das zackige Laub der Feige und die silbernen Zweige des Kirschbaums... Wo eine Lücke sichtbar war in der dichten Blätter-

wildniß, da sproßte das junge saftige Grün der Saaten aus einem Boden, auf den das Sonnenlicht nur gedämpft durch einen Blätterhimmel fallen konnte.

Und über dem weiten wogenden Grün mit seinen Gartenhäusern und Villen stieg die rothe Wand des Montebrione empor zu ihrer Höhe von zwölfhundert Fuß und immer deutlicher wurden die Oliven, welche seine sanfte östliche Abdachung in großen dunklen Gruppen bedeckten.

Je mehr man sich ihm näherte, desto weniger wurde sichtbar von der rothen Wand und die sanfte Böschung des Berges, der von Arco die rauhen Seewinde abhielt, erschien nur mehr wie eine ungeheure Gartenterrasse...

Und die Kette von Bergen zur Rechten, welche von Arco aus wie ein einziger Rücken erschienen, lösten sich in ihre einzelnen Theile, und in den Hochschluchten und Thälern, auf den die Oliven nicht mehr emporreichten, erblickte man zahlreiche Ortschaften, malerisch hingestreut, alle aber beherrscht von dem auf steiler, bewachsener Felsenwarte vortretenden achtunggebietenden Bergschloß Tenno. Und hinter Tenno stiegen die kahlen grauen Wände der Giumela

und des Monte Pichéa empor, ein zerrissener, seltsam ausgezahnter, wohl sechstausend Fuß hoher Grat bildet den Horizont nach Westen dieser düstern Steinöde, auf die kaum ein paar Stunden des Morgens die Sonne scheint...

Zur Linken hat der Monte Stivo, das Wahrzeichen Arcos, seine plumpe Gestalt nur wenig verändert, und nur der schneebedeckte nördlichste Gipfel des Montebaldo schimmert über den grünen scharfen Rand des Montebrione...

Immer deutlicher aber stiegen aus der grünen Ebene die gelbe Rocca und die Häuser der Hafenstadt Riva empor, immer näher und drohender erschienen die Wände der Giumela, man sah die einzelnen Zacken und Thürme, aus denen sie aufgebaut waren, und an den sich die weiße Ponalstraße gleich einer ungeheuern weißen Schlange hoch über den See entlang wand.

Und immer größer wurde das Stück des hellblauen Sees, das man von Arco aus sehen konnte, man erblickte die großen Kähne mit ihren aufgespannten Segeln und sah die Oberfläche des Wassers aufgewühlt von dem Nordost, den man auf der Straße kaum fühlte, der aber mit ziemlicher Heftigkeit von den Bergen herab in den See stürzte.

Der Doctor hatte als Veranstalter beim Einsteigen Constanze und den Major zuerst aufgerufen und mit einem vielsagenden Seitenblick das forsträthliche Ehepaar zu ihnen gesellt.

Der Major hatte Constanze so wehmüthig fragend angesehen, daß sie nicht den Muth hatte, ihn noch mehr zu verwunden, sondern ihm freundlich zulächelte, während ihr Auge Hyacinth suchte. Sie sah ihn ernst bei Seite stehen, als sei er zu stolz, von ihrer Erlaubniß, sie zu begleiten, einen allzu ausgedehnten Gebrauch zu machen. Er schien auf ein neues Zeichen ihrer Huld zu warten. — Constanze erröthete und stieg in den Wagen, von dem Major unterstützt.

„Und das, meine Herren, ist der Junggesellenwagen!" rief das Doctorchen, sich die Hände reibend. „Wenn's gefällig ist, Herr Graf — übernehmen Sie den Ehrensitz. Im Vertrauen, ich wünsche Ihnen, daß Sie recht lange Junggeselle bleiben, es ist ein ganz niedlicher Stand, ich spreche aus Erfahrung, hi, hi, hi! Nicht wahr, Assessorchen? Verzeihung! Ich dachte nicht daran, daß Sie ja auch schon in zarten Banden liegen, Sie Schwerenöther!"

Der Schwerenöther hustete dumpf und hohl und in tausend feinen Falten spannte sich die

feine, glasige Haut seines Gesichts über die Backenknochen. Er lag wohl bald in anderen Banden als in den Armen seiner Braut. —

Während der erste Wagen aus dem gewölbten Thor der „Krone" fuhr, stieg Graf Hyacinth in den zweiten. Er hatte kein Lächeln für die Scherze des Doctors, nur einen Blick innigen Mitleids für die krankhafte Beweglichkeit des Assessors und nahm schweigend den ihm angewiesenen Platz ein. — Da leuchtete hinter der Schaar der Facchinis ein rothes Tuch hervor und eine unangenehm quiekende Stimme rief:

„Mein Fräulein! Wo ist mein gnädiges Fräulein? Ich fahre ja auch mit! Ich kann doch unmöglich mein gnädiges Fräulein allein..."

„Eine Lustparthie machen lassen!" vollendete der Doctor mit ironischer Freundlichkeit. „Ich habe nie daran gezweifelt, Fräulein Karoline, und unter uns gesagt, ist es nicht so ganz absichtslos geschehen, daß wir Fräulein Werning ohne Sie fortfahren ließen. — Sie sollten mit in unsern Wagen kommen." —

Fräulein Karoline nahm das Alles auf's Wort, drehte geschmeichelt ihr alterndes Köpfchen und ließ mit jugendlich verschämtem Kichern ihren mit alten Kleidern ihrer Herrin höchst ge-

schmacklos herausstaffirten kleinen Körper in den Wagen befördern, wo sie neben dem Grafen Hyacinth Platz nahm.

Dann kletterte der Doctor auf den Rücksitz und während der als Kutscher fungirende Tagdieb ganz wüthend in die Pferde schlug, suchte Karoline ihre verspätete Ankunft dadurch zu erklären, daß ihr Fräulein eben gar keinen Sinn für häusliche Ordnung habe. Die sorgsam gedrehten Löckchen, die ihr dabei in die gelbe Stirne hingen, und das etwas zu stark aufgetragene Roth ihrer Backenknochen ließen jedoch auch andere Erklärungen ihres Zuspätkommens zu. Leider gingen die Klagen des mißhandelten Wesens bei dem Gerassel des Wagens fast gänzlich für die Gesellschaft verloren, was den Doctor jedoch nicht hinderte, so lange er Karoline's Lippen sich bewegen sah, hie und da verständnißinnig mit dem Kopf zu nicken.

So geschah die sonderbare Vertheilung der Gesellschaft in die zwei Wagen, die wir nach einander aus der herrlichen Campagna in die engen Straßen der Hafenstadt einbiegen sehen.

Im ersten Wagen hatte das hannoversche Ehepaar bis jetzt allein die Kosten der Unterhaltung getragen, im zweiten hatte der Doctor

nicht aufgehört, die Gesellschafterin Constanzens auf wenig feine Art zu persifliren zur großen Belustigung des Assessors. Einige Male hatte Mulo versucht, den jungen Grafen, dessen Protection auch ihm nicht gleichgültig war, trotz des freimüthig kameradschaftlichen Tons, den er als Koryphäe der Wissenschaft selbst dem Träger eines altberühmten Namens gegenüber annahm — einige Male hatte der Doctor versucht, Hyacinth in's Gespräch zu ziehen, aber er hatte nur kurze Antworten erhalten oder die Anrede ganz überhört.

Seine mächtige Gestalt war tief in die Ecke des Wagens gedrückt und mit über der Brust verschränkten Armen blickte er auf die Gesellschaft, die ihn umgab, wie auf seltsame, ihm unverständliche Wesen, in deren Kreis er gebannt war, ohne daß sie häßlich genug waren, seinen Widerwillen herauszufordern, oder eigenthümlich genug, seine Aufmerksamkeit zu beschäftigen.

Dazwischen sah er hie und da über dem zurückgeschlagenen Dach des Wagens, der in einiger Entfernung vor ihnen fuhr, einen blauen Schleier traumhaft flattern und zwischen dem Grün der Bäume wieder verschwinden... und dann vergaß er wohl für einen Augenblick alles

Andere und schaute in das Gesicht des rothen Doctors, als blicke er in's Leere, und nur undeutlich, wie aus weiter Entfernung, schlug die quiekende Stimme Karolinens an sein Ohr...

Auch die holperigen Straßen und die grauen Häuser Riva's änderten nichts an der ernsten Theilnahmlosigkeit des jungen Grafen.

Erst als der Wagen auf die von Colonnaden umgebene, von einem uralten Thurm überragte Piazza Benacense einbog, wo plötzlich das ganze bunte Treiben des Hafens sichtbar ward, die vor Anker liegenden Dampfer und Barken mit ihren schwankenden Masten, das Gedränge der rothbemützten Schiffer, Facchinis und Zollbeamten, und draußen der bewegte blaue See, auf dem die rothen Ankerbojen tanzten, und die kühn emporsteigende Ledrostraße und die sechstausend Fuß hohen rothbraunen zerklüfteten Wände der Giumela, die sich senkrecht hinter den nächsten Häusern erhoben, und das Bild abschließend der beschneite Rücken des Montebaldo, der in der Sonne glänzte: da öffneten sich die Augen des Grafen weit und freundlich und elastisch sprang er aus dem Wagen und blieb einen Augenblick stehen, mit dem Lächeln eines Kindes das farbige Bild betrachtend...

So sah ihn Constanze, die mit Hülfe des Majors den Wagen verließ, und auch sie hörte nichts von den Worten ihres Begleiters, der ihr von den letzten Felsstürzen der Giumela erzählte . . .

Die kleine Gesellschaft hatte sich kaum vereinigt, als sie auch schon von einem halben Dutzend mit Fez geschmückten Barcajuolen umringt waren, welche mit der Zuvorkommenheit ihrer venezianischen Collegen: Una barca, una bella barca! anboten.

Der Wind sei nie so prächtig gewesen wie heute, in einer Viertelstunde sei man am Ponal, in einer Stunde in Limone — behauptete eine derbe untersetzte Matrosengestalt, den durchlöcherten Fez weit aus dem afrikanisch braunen Gesicht auf's graue kurzgeschorene Haupt geschoben, und das blaue Matrosenhemd über der von der Sonne rothgebrannten, mit einem grauen Haarbüschel geschmückten Brust zurückgeschlagen, obwohl der Nordwind an den Laternen der Piazza rüttelte und manchmal polternd unter die Barken des Hafens griff. Der kurze struppige Schnurr- und Kinnbart stand gut zu diesem wetterharten Antlitz, dessen helle graue Augen allein nicht dem sonnenheißen Süden angehörten . . .

„Si Signori!“ bestätigte lächelnd sein schlankerer und jüngerer Gefährte mit dem feinen hageren Gesichte, dessen Farbe die Mitte hielt zwischen der überreifen Citrone und der braunen Schale der Kastanie, und ein süßes Lächeln versteckte sich halb hinter seinem zarten Schnurrbart, während er das eine Bein graziös vorsetzte. „Si Signori! Wir nehmen das kleine schmucke Boot „La delizia del Garda!“ und das gelbe Segel. Es ist eine Freude darin zu fahren — dort liegt sie und schaukelt sich wie eine Wasserente — ein vortreffliches Boot, sicher und schnell... Bartolo und ich verstehen unser Geschäft — evvero Bartolo?“

„Va bene, Anselmo!“

Doctor Mulo hatte den Kutschern ihre Verhaltungsmaßregeln ertheilt, sich dann in den Vordergrund geschoben und möglichst imponirend vor die Schiffer hingestellt.

Nachdem er die Gesellschaft durch einen vielsagenden Blick darauf aufmerksam gemacht, daß er seine Leute kenne und sich ihnen gewachsen fühle, begann er in ziemlich holperigem Italienisch:

„Wir wollen ein Boot, das die ganze Gesellschaft hier zum Ponal bringt, was kostet das?“

Es war Anselmo, der, den Fez in der einen

Hand zerknitternd, während er mit der anderen sein dünnes schwarzes Haar strich, mit den einschmeichelndsten Tönen antwortete:

„Ma Signori — wir sind Ihre ganz gehorsamen Diener. Wir überlassen uns ganz Ihrem Edelmuth. Wenn die Fahrt vorüber ist, geben Sie uns, was Sie wollen... Wir machen uns ein Vergnügen und eine Ehre daraus, Ihnen zu dienen, Signori! Evvero Bartolo?“

Bartolo antwortete nicht. Er schaute starr und wie überrascht auf Hyacinth, welcher die Augen fest auf ihn gerichtet hielt und seine Arme niederhängen ließ, daß sie, als wären sie gefesselt, am Handgelenk sich kreuzten.

Bartolo blickte fast erschreckt bald auf das Gesicht und die gekreuzten Hände des jungen Grafen, dann wieder musterte sein Auge mißtrauisch die Uniform des Majors und die übrige Gesellschaft, und endlich ahmte er schüchtern und mißtrauisch die Bewegung nach. Da trat Hyacinth lächelnd auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Die armen Fischer von Torbole haben ein längeres Gedächtniß für alte Freunde, als die Barkenführer von Riva, denen das Gold der Fremden die Augen verdirbt...“

Zweifelnd, verlegen rückte Bartolo sein Fez auf dem struppigen Kopf herum, dann schaute er dem jungen Mann nochmal in's Gesicht, endlich zuckte und wetterleuchtete es darin von halbem Erinnern und der Furcht sich zu irren, doch endlich strahlte es wie tiefe Rührung über das dunkle Antlitz, die wetterharte Linke legte sich auf die behaarte Brust und der Stiernacken des Schiffers beugte sich tief.

„Escusa Si'or Padrom! Das Alter und der Glanz des Wassers macht die Augen schlecht."

„Wer ist Dein Genosse, Bartolo, ich kenn' ihn nicht..."

„Es ist Anselmo, mein Gevatter... er kam vor einigen Jahren herauf von Gargnano. Wir haben gemeinschaftlich ein Boot, und fahren immer mitsammen..."

„Ueberall?"... fragte der Graf leiser und horchte auf die Antwort, als läg' ein Doppelsinn in seiner Frage.

„Ueberall..." sagte Bartolo eben so leise und rief dann:

„Anselmo! Il Si'or Padrom — Si'or Hyacintho — sas-tu? Unser Herr, der Herr Hyacinth, weißt Du? Komm und küß ihm die Hand! Es giebt nicht viel solche Herren für arme Barcajuoli..."

„Wir verlassen uns ganz auf Ihren Edelmuth, Signori!" hatte Anselmo eben gesagt und seine dünne Gestalt krümmte sich ordentlich vor Liebenswürdigkeit.

„Aber wir nicht auf den Euren!" erwiderte der Doctor ... Er schien darauf erpicht, seine Kenntniß der Landeseigenthümlichkeiten vor seinen Begleitern glänzen zu lassen, und keine Ahnung davon zu haben, welcher Verstoß dieses Markten auf offnem Platz gegen die anwesenden Damen war. Es hatte sich bereits ein dichter Kreis von Jugend und Gesindel um die Gruppe gebildet, und verschiedene Zurufe hatten den Zweck, das Vertrauen des Doctors gegen Anselmo zu erhöhen.

„O sicuro — Anselmo è un galantuomo! Er gäbe selber einen Marengo — per contentar i forestieri."

„Mein Freund Bartolo," rief eine andere mulattenartige Gestalt ohne sichtbare Leibwäsche, welche Mühe hatte, mit Hülfe ihrer beiden Hände und Taschen die Unaussprechlichen in der ihnen gebührenden Höhe zu erhalten, so daß es zweifelhaft war, ob sich der Schiffer durch die Versicherung seiner Freundschaft sehr geschmeichelt fühlte, „mein Freund Bartolo würde die Sig-

nori gewiß umsonst fahren, wenn die Polenta nicht so theuer wäre. Zwölf Centesimi das Pfund und zwei Centesimi nehmen die Finanzer für den Stempel."

Eine fette schmierige Gestalt mit Hängelocken und stierem Auge, welche den Tag über, nie etwas verzehrend, auf einem Stuhl der Cafés unter den Colonnaden lauerte, drängte sich zwischen Anselmo und den Doctor.

„Parlarò io, Signori!“ sagte er schnaubend, indem er gravitätisch auf das Glanzleder deutete, zu dem sich über der Brust das Tuch seines Rockes umgestaltet. „Ich werde mit meinem Freund Anselmo sprechen. Ich bin der Sensal der Piazza der Benacense."

Die Angelegenheit war im Begriff, sich durch die Kleinlichkeit des Doctors und die Dazwischenkunft des Unterhändlers unentwirrbar zu verwickeln, als der Ruf seines Gevatters zu Anselmo herübertönte:

„Schnell, Anselmo! Mache das Schiff zurecht! Unser junger Herr, der Segen der Barcajuoli, will fahren — sas-tu El Padrom!“

Anselmo besah sich einen Augenblick die hohe Gestalt, auf welche Bartolo deutete, dann griff er mit halb militärischer Bewegung an die Mütze

und war auf's Freundlichste lächelnd aalgleich durch die Menge geschlüpft:

„Va benone Bartolo ...“

„Aber wir wollen nicht fahren, bevor wir den Preis wissen,“ schrie der Doctor, indem er sich nun vor Bartolo hinstellte.

Da hob der alte Fischer das Haupt:

„Wir wollen nichts — wir sind stolz darauf, daß wir unsern Herrn fahren dürfen ...“

„Ich kenne das!“ wehrte der Doctor.

„Sie beurtheilen diese Schiffer falsch — es sind ehrliche Leute! Ich bürge dafür!“ Es war Graf Hyacinth, welcher mit diesen ernst, fast befehlend gesprochenen Worten die zänkischen Rufe des Doctors unterbrach.

Der Major war bis jetzt ein stummer Zuschauer der Scene gewesen, die gleichartigen Handbewegungen seines Vetters und Bartolo's waren ihm nicht entgangen, eben so wenig die fast orientalische Unterwürfigkeit der Schiffer gegen den jungen Mann, den sie ihren Herrn nannten. Aehnliches war dem Major schon in Arco aufgefallen, wo die Facchinis sich wie seine Leibeigenen geberdeten und ihre gewohnten Forderungen ganz vergaßen, ja trotz ihrer Armuth seine Geschenke ernstlich zurückzuweisen suchten. Der Major erinnerte sich

auch an das seltsame Benehmen Tommaso's — alles das ließ sich nicht blos daraus erklären, daß der italienische Vetter als Knabe in der Gegend gelebt und viel mit den Landleuten und Schiffern verkehrt hatte. Ein solcher Jugendverkehr zerstört bei ungebildeten Menschen viel öfter die Achtung, als daß er eine Unterwerfung erzeugt, wie sie das niedere Volk dem einstigen garibaldischen Offizier entgegenbrachte. Es mußte noch ein anderes Band geben, das Hyacinth mit diesen Leuten verknüpfte, ein Geheimniß, das unmöglich in seine Knabenjahre zurückreichte, wo die meisten dieser Leute schon Männer waren.

Ein tiefes Mißtrauen lag in den Blicken des Majors und seine Worte klangen scharf und frostig, als er ebenfalls an dem Gespräche theilnahm:

„Auch ich kenne diesen Mann. Möglich, daß er Vorzüge besitzt, die Ihnen denselben besonders werth machen — die Ehrlichkeit kann jedoch nicht dazu gehören, denn diese habe ich selbst erprobt. Auch ich ließ mich einmal durch seine Betheuerungen täuschen und als wir die viertelstündige Fahrt bis Fort San Nicolo zurückgelegt hatten, verlangte der redliche Bartolo den unver-

schämten Preis von zehn Gulden... Erinnert Ihr Euch noch, ehrlicher Bartolo?"

Bartolo's Verlegenheit streifte an eine Art komischer Verzweiflung. Er bearbeitete durch den Fez hindurch seinen struppigen Kopf auf das Unbarmherzigste.

„Oh Eccellenza!" knurrte er, abwechselnd auf Hyacinth und den Major blickend, „oh Eccellenza — era un brutto tempo." —

„Das Wetter war im Gegentheil sehr schön, alter Schlaukopf! doch wie dem sei — wir wollen nicht noch länger Zeit verlieren. Vorwärts, ehrlicher Bartolo! Unser Vetter steht mit allen diesen Galantuominis auf so freundschaftlichem Fuß, daß wir am besten thun, ihm die späteren Auseinandersetzungen zu überlassen."

Dem Grafen war der ironische Ton des Majors nicht entgangen. Er hielt ruhig den forschenden Blick aus und sagte ruhig:

„Ich hielt von Anfang dieses Markten in Gegenwart von Frauen nicht für passend. — Ich übernehme die Bezahlung dieser Leute ohne Sorge. — Es ist wahr, sie haben den Fremden gegenüber häßliche Gewohnheiten, wie sie ein in Unmündigkeit und Abhängigkeit erzogenes Volk immer haben wird. Aber ihr Kern ist gut —

sie sind anders gegen ihre Freunde, anders gegen ihre Gebieter. Ich finde das natürlich ..."

Constanze hatte sich anfangs mit einigem Widerwillen von der Weise des Doctors abgewandt, die Unterhaltung Hyacinth's mit dem Schiffer und die darauf folgende Controverse mit dem Major hatte sie lebhaft angezogen ...

Sie verstand nicht Alles, was vorging, sie sah nur, daß alle diese Leute dem jungen Grafen fast wie einem angestammten Herrscher huldigten. Sie wunderte sich darüber nicht. Hatte sie ja selbst die Macht dieser Feuerseele gefühlt und zitterte ja eine grenzenlose Hingebung für ihn durch ihr ganzes Wesen — eine Hingebung ohne Kritik, ohne Reue, ohne Kampf, eine Unterwerfung, weil sie nicht anders konnte. Sie sah auch, daß der Major Hyacinth mit fast feindlichen Blicken maß und fand das ganz in der Ordnung. Sie hatte den Major beklagt, als er litt, und ihre Seele war getheilt zwischen dem Mitleid und — ihm — jetzt haßte der Major und jetzt war auch jeder Zwiespalt ihrer Seele ausgetilgt. Zu dem Manne, den sie liebte, reichte der Zorn eines Menschen nicht empor ...

Die übrige Gesellschaft hatte sich auf verschiedene Weise beschäftigt, der Forstrath hatte wie

schon vor der Abfahrt in Arco den Flaschenkorb revidirt und zu seiner hohen Entrüstung bemerkt, daß eine Flasche vom schwersten Rothen fehlte. Er hatte den rasch davonfahrenden Facchino, der durchaus nicht anhalten wollte, schließlich zum Stehen gebracht und die vermißte Flasche unter dem Kutschenbock hervorgezogen...

Die Frau Forsträthin prüfte mit kritischen Blicken die Hühnerpastete, dem Assessor war das Gummiband seines Respirators zerrissen und er bemühte sich durch Aufbietung seines ganzen mechanischen Scharfsinns, denselben mit den Resten der Schnur festzuhalten — Karoline hatte ihre im Wagen etwas zerdrückten Volants und Falbeln glatt zu streichen...

Der Major hatte auf die letzten Worte seines Vetters nicht mehr geantwortet. Auch Hyacinth schien sich durch die feindselige Haltung seines Verwandten jeder tieferen Rücksicht für entbunden zu halten und stellte sich an das Boot, um Constanze beim Einsteigen behülflich zu sein.

„La delicia del Garda“ war in der That ein hübsches Boot. Rautenförmig mit Blau und Rosenroth bemalt, im Innern mit hellgelben Kissen geschmückt, schaukelte es sich bereits leise auf dem unruhigen Wasser des Hafens. Der

spiralförmig mit blau und rosa Streifen geschmückte Mast ragte in die Höhe und das gelbe Segel lag zum Aufziehen bereit quer über dem Boot.

Mit vollendeter Galanterie bot Hyacinth Constanze die Hand zum Einsteigen. Anselmo stand süß lächelnd im Innern des Bootes. Er bot nicht die Hand, sondern den gebogenen Arm, über den er seine Sammtjacke wie eine Decke gebreitet hatte, der Dame dar, welche leicht und sicher in den Kahn stieg.

Hyacinth folgte. Bartolo wies auf den Sitz am Steuer:

„El timom pel padrom! Das Steuer für den Herrn —!"

14.
Der Todtenkopf.

Die Gesellschaft war eingestiegen und hatte an den angewiesenen Plätzen sich gesetzt. Bartolo stellte sich an das vordere, Anselmo an das hintere der langen Stehruder und rasch bewegte sich das kleine Boot über die unruhigen Wasser. Graf Hyacinth hielt das Steuer mit fester kundiger Hand und sicher und gewandt glitt das schmucke Boot zwischen den an ihren Ankerketten hüpfenden großen und kleinen Schiffen hindurch in's Freie.

„Nach der Madonnina, Padrom!" rief Bartolo, auf die Ecke des Vorgebirges deutend, welches den Rivanern sowohl die volle Aussicht über den See, als auch die ganze Strömung der regelmäßig wiederkehrenden Winde nahm. Dort

werden wir Wind genug haben. In der That zeigte sich das durch das Vorgebirge geschützte Stück des Sees zwar bewegt, aber tiefblau, während draußen deutlich sichtbar die weißen Schaumwellen rollten. Man war an der Madonnina angekommen, einer in die Felsen gemauerten kleinen Nische, wie man sie überall in Italien findet, mit einer von den Sturmfluthen fast abgewaschenen Frescomalerei an der hinteren Wand, noch undeutlich als eine Madonna mit ihrem Kinde erkennbar.

Etwa fünfzig Schuh über der Madonnina führte die Straße nach dem Ledrothale aufwärts. In geringer Entfernung von dem Vorgebirge stand ein drei Stockwerke hohes, an die Felsen angebautes schwarzgraues Gebäude, das mit seinem Erdgeschoß wenige Zoll über dem See stand und dessen oberstes Stockwerk auf die Ledrostraße mündete.

Mit bleichen Wangen blickten die Forsträthin, Karoline und der Assessor auf die schäumenden Wellen und auf die beiden Bootsleute, welche das Segel aufzogen, daß es alsogleich vom Winde mächtig aufgebläht wurde. Das Boot neigte sich etwas zur Seite, Karoline stieß ein Zetergeschrei aus und der Forstrath goß das Glas

Rothwein, das er eben zum Munde führte, um die ersten Anwandlungen der Seekrankheit zu bekämpfen, über seinen hellgrauen Anzug. Der Doctor hatte seinen Witz verlernt und ließ nur hie und da sein gewohnheitsmäßiges Kichern hören. Auch Constanze war bleich, aber aus Frost, und die Forsträthin schwankte zwischen der Furcht für ihr Leben und der Besorgniß, daß die Weinflecke aus der neuen Kleidung ihres Mannes nicht mehr herausgehen möchten.

Der Major schaute mißmuthig vor sich hin und auch über Hyacinth's Antlitz flog ein Schatten, als er Constanze so bleich und stumm vor sich sitzen sah.

Sie bemerkte es, als ihr Auge schüchtern sein Antlitz streifte — er beurtheilte sie falsch. Er hielt für kindische Furcht, was wohl nur die Folge ihrer Krankheit war.

Ihrer Krankheit — sie erschrak. War sie denn krank? Hatte sie sich krank gefühlt die letzten Tage? Nein — sie durfte, sie wollte nicht krank sein.

Sie erwiderte den forschenden Blick des Grafen mit einem heiteren, ja glücklichen Lächeln. Das Boot, gerade vor den Wind gebracht und von seinen regelmäßigen Stößen in schwin-

delnder Schnelle vorwärts getrieben, kletterte auf die Wellenhäupter und schoß dann wieder in die Tiefe... Man fuhr nicht weit an den braungelben Felswänden der Giumela entlang, welche senkrecht in den See abfielen. Etwas über der Wasserhöhe hatten sich durch Auswaschung seltsame Höhlungen und Figuren gebildet und schon wenige Minuten von der Madonnina entfernt gähnte aus einer kleinen Bucht eine schwarze Grotte hervor, welche sich noch tief unter das Wasser zu erstrecken schien...

Der Major wurde darauf aufmerksam.

„Ist die Grotte tief?“ fragte er Bartolo, welcher sich am Maste niedergesetzt hatte, während Gevatter Anselmo graziös auf dem schmalen Vordertheil des Schiffes lag und sich wenig um den Sprühregen kümmerte, der manchmal sein lächelndes Gesicht bedeckte.

Bartolo folgte fast erschreckt der Richtung, welche die Hand des Majors andeutete, es schien ihm aber Schwierigkeiten zu machen, den Gegenstand, den jener meinte, zu erkennen.

„Wer fast täglich hier vorüberfährt, dem muß die Höhle auffallen — sie scheint gerade groß genug, ein Schmugglerboot aufzunehmen...“

Bartolo wurde immer verlegener. Graf Hyacinth antwortete:

„Die Höhle geht allerdings tief in den Berg — ich selber bin als Junge öfters hineingefahren, bis sie so niedrig wurde, daß man nicht weiter konnte — bei niedrigem Wasserstande könne man noch viel weiter fahren und komme jenseits der Madonna wieder heraus, sagte ein alter Fischer, der mich begleitete. Du kennst doch die Höhle, Bartolo — kann man noch weit hineinfahren?"

Bartolo hatte die ganze Beschreibung Graf Hyacinth's mit den unverkennbarsten Zeichen des Mißvergnügens angehört, und seine Ueberraschung war schlecht gespielt, als er antwortete:

„Ah die Höhle meint Eccellenza! Die ist schon seit lange eingestürzt und es ist sogar gefährlich, sich ihr zu nähern — denn dort fallen beständig Steine herunter — L'acqua ed i sassi vanno giù — Steine und Wasser gehen abwärts."

Die Höhle war inzwischen aus dem Gesichte der rasch über die bewegte Fluth Dahingetragenen entschwunden. Dagegen nahm jetzt die immer kühner emporsteigende Ledrostraße ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Die

Ufer zur Linken traten immer mehr zurück, man sah die Felsenbucht des Ochsenhorns, die sanfteren Ufer von Navene, hinter denen eine Hauptgruppe des Montebaldo felsig und schneebedeckt emporstieg, und auf weitvorgeschobener, von Olivenhainen bedeckter Landzunge erschien das freundliche Städtchen Malcesine und die zackigen Zinnen seines angeblich von Karl dem Großen erbauten Schlosses...

Der Wind war schwächer geworden, aber noch immer flog das Schiff mit ansehnlicher Geschwindigkeit an den braunen Felswänden hin. Die Ledrostraße war immer höher gestiegen und man erblickte sie nur noch in schwindelnder Höhe über den Köpfen der im Boote Befindlichen. Endlich hatte man die letzte Felsencoulisse umschifft. Unter einem kühn gesprengten Mauerbogen hervor brauste der weiße Gischt des Wasserfalls, scheinbar unerklimmbar öffnete sich eine Felsenschlucht, aus welcher der Donner der fallenden Wasser über den See bis an's andere Ufer drang.

Ein kleiner Molo aus Stein ragte hervor, hinter ihm erhoben sich die zerstörten Mauern eines an den Stein geklebten Hauses, das bis zur Vollendung der Straße Zollamt und Wirths-

haus war. Die Ruinen einer zerstörten Mühle schauten von der ersten Terrasse des Wasserfalles herunter. Noch vor wenigen Jahren hatte der einzige Weg von Riva nach dem Ledrothal über den Ponal geführt. Man hatte Waaren und Personen in Barken bis hierher gebracht und auf Saumthieren waren sie den Wasserfall entlang emporgestiegen. Nur die in den Felsen gehauenen Keller und die schmal und steil sich aufwärts windende Straße bestanden noch, letztere zum Theil von Regengüssen weggerissen. Hoch oben sah man die weißen Zickzackwendungen der neuen Straße. Auch sie war nicht gesichert gegen die Zerstörung, breite weiße Spuren an der Wand zeigten die Stelle an, wo ein Felsensturz sie klafterweit mit in die Tiefe geführt —

Unverändert durch die Jahrhunderte donnerte nur der schäumende Ponal zum tiefblauen Abgrund.

Wie hinter der Madonnina bei Riva, so herrschte auch hier fast Windstille; Bartolo und Anselmo rafften das Segel und banden es senkrecht an den Mast, dann griffen sie zu den langen Rudern und brachten das Schiff über das unruhige Wasser vollends an das Ufer, daß es an den Granitblöcken des Molo befestigt werden konnte.

Die Gesellschaft stieg aus. Bartolo belastete sich mit sämmtlichem Eßvorrath und stieg aufwärts. Der Forstrath, dem, als er Land unter den Füßen fühlte, ein Theil seiner alten Laune zurückkehrte, nahm die Krone des Mahles, zwei Flaschen vom ältesten vino santo, unter seine besondere Obhut, das heißt unter seine beiden Arme, und stieg Allen voraus empor. Er war aber noch nicht weit gekommen, als man einen herzhaften Fluch und das Klirren der Flaschen vernahm. Die schlüpfrigen, vom Sprühregen des Wasserfalls beständig naß erhaltenen Steine des Sträßchens hatten ihn zu Falle gebracht.

Langsam stieg die Gesellschaft aufwärts. Als Graf Hyacinth Constanze den Arm bieten wollte, sah er, daß sie bereits am Arm des Majors den Felsenpfad emporschritt.

Hyacinth lächelte mit bitterem Spott vor sich hin. Er hatte, die Sicherung des Bootes überwachend, nicht gesehen, daß der Major sofort auf sie zugetreten war, um ihr den Arm zu bieten. Es war aller Herkömmlichkeit nach unmöglich für Constanze, ihn abzulehnen und auf Hyacinth zu warten. Der junge Italiener ließ diese Entschuldigung nicht zu. Wen er, wer ihn liebte, der mußte auch die Fesseln der Convenienz

brechen können um der Liebe willen, mußte sie brechen einem Manne gegenüber, der sich schon seit einigen Stunden eine Bevormundung anmaßte, die Niemandem aufgefallen wäre, die aber Hyacinth in seiner jetzigen Stellung unerträglich fand.

Ein schmerzlich verächtliches Lächeln zuckte um seine Lippen, als er mit leichten Schritten, die seine ungeheure Körperkraft bekundeten, den Uebrigen nacheilte.

Er holte zuerst Karolinen ein, die sich scheu gegen die Wände der Mühle drückte, um dem äußeren Rande der abschüssigen Straße nicht nahe zu kommen, welche senkrecht in den See fiel. Hyacinth beachtete ihre Seufzer nicht, die deutlich an ihn adressirt waren, und stürzte vorwärts. Der Weg wendete sich und er traf nun den Doctor, welcher, die Schweißtropfen auf der Stirn, die Forsträthin einherzog, die alle drei Schritte stehen blieb und den unüberwindlichen Entschluß aussprach, sich, so lange sie in diesem verwünschten Lande sein werde, nie mehr aus der Ebene und von der Landstraße zu entfernen. Einem solch' erbärmlichen Wege begegne man doch im ganzen norddeutschen Bunde nicht, das müsse sie sagen.

Der Forstrath nahm die Sache mit dem ihm

eigenen Humor auf. Er, der höchstens zweimal des Jahres seinen Fuß in die ebenen Forste seines Bezirks setzte, strauchelte bei jedem zweiten Schritt und fiel bei jedem dritten, aber lachend stand er auf und strauchelte weiter...

Der Assessor stieg mit der nervösen Ausdauer, wie sie derartigen Kranken oft eigen. Aber die blaurothe Färbung seines gewöhnlich sehr bleichen Gesichts und das heftige Athmen seiner kranken Brust bewies, daß er wohl heute eine größere Dosis Luft, Bewegung erhalten habe, als ihm gut sei.

Langsam aber stetig schritt Constanze am Arm des Majors aufwärts. Sie sprachen nichts. Der Major schwieg aus Rücksicht auf den Gesundheitszustand seiner Begleiterin.

Sie hatten eben die Stelle erreicht, wo hart neben dem Weg der Wasserfall von stolzer Höhe in das steinerne Becken fiel, das er sich selbst gegraben — dann zwängte er sich hoch aufschäumend durch ein schmales Felsenthor und dann sprang sein flüssiges quirlendes Silber von Fels zu Fels, von Stufe zu Stufe...

Es war dies der gepriesenste Punkt des Ponals. Man sah hoch hinauf in die braune Schlucht, wo der Ponal in unzähligen Fällen

herabkam, man sah die Windungen der Kunststraße noch hoch über sich an der andern Wand, und wenn man sich rückwärts wendete, hatte man den Blick auf das nordöstliche Ufer des Gardasees, den Monte Brione, der von hier aus einem riesigen, auf einer Seite eingesunkenen Druidensteine glich, und an die steil gewölbten, kaum bewachsenen Wände des Montebaldo gelehnt, das Fischerdorf Torbole. Man sah die Mündung der Sarca zwischen dichtem Laubholz und erkannte den gelben Streifen, den sie lang bis in den See zog. Man sah auch fast senkrecht unter sich ein buntschimmerndes winzig kleines Boot auf dem See schaukeln, der von hier oben dunkelblau erschien — es war „la delicia del Garda“.

Wilde Feigen und schwarze Brombeersträucher sproßten überall hervor aus den Spalten der zerklüfteten Felsen und wiegten sich hin und her unter dem feuchtschweren Luftstrom, der über den tobenden Wassern schwebte.

Graf Hyacinth hatte Constanze und den Major erreicht. Constanzens Hand zuckte auf dem Arme des Majors, als ob sie die Nähe des Ankommenden spüre. Jener ließ leise ihren Arm aus dem seinigen schlüpfen und verbeugte sich

förmlich. Dann wendete er sich, um den Uebrigen entgegenzugehen, vielleicht auch, um sein schmerzlich zuckendes Antlitz nicht sehen zu lassen.

Graf Hyacinth hatte Constanze erreicht — aber er blieb nicht stehen, sondern ging vorüber.

Weit hinaus ragte ein Stein in den brodelnden Gischt, die Schaumwellen umtanzten ihn von drei Seiten und das herunterstürzende Wasser schien ihn hinunterstürzen zu wollen in die Tiefe...

Ein schmaler Pfad führte zu diesem Stein. Er war stets vom Wasser übersprüht und schlüpfrig, und ein Ausgleiten oder das Abbröckeln eines Steins genügte, um rettungslos in die Tiefe zu stürzen.

Constanze sah den Grafen von Arco mit raschen, sicheren Schritten über den Grat eilen. Jetzt stand er auf dem Felsen, hoch über dem Wasser, das sich zu ihm emporbäumte...

Constanze blieb einen Augenblick bleich und nachdenklich stehen. Es war sicher, er verachtete sie, er hielt sie für feig und schwach.

Dann blickte sie sich um. Sie waren allein. Tief unten, wo eine Wendung des Weges sichtbar aus den Felsen hervortrat, rastete die Gesellschaft. Auch der Major war bei ihnen.

Mit einem triumphirenden Lächeln warf Constanze das Haupt zurück und im nächsten Augenblick stand sie neben Graf Hyacinth auf dem Stein...

Sie lächelte noch... als er sich wendete und ihr mit bleichem Schrecken in's Gesicht sah...

Er bewegte die Lippen, er sprach — sie hörte nichts, der Donner, der sie umbrauste, verschlang jedes Wort. Aber sie wußte, was er sprach, sie las es in seinem, von einer wilden Begeisterung überstrahlten Gesicht, angeglüht wie die braunen Felsen um sie her, wenn ein Sonnenstrahl auf sie aus Sciroccowolken fällt.

Constanze lächelte vor sich hin — und schaute in die tanzenden Wasser... Es war ihr, als habe ihr Herz zu schlagen aufgehört in dem wallenden, tobenden Meer von selbstmörderischer Wonne, das sie umbrauste, und der wilde Kampf der Elemente rings umher klang in ihrem Innern nach wie eine unendlich beseligende Sehnsucht...

Da fühlte sie sich ergriffen und ihr Gesicht mit glühenden Küssen bedeckt! Auch sie hielt Hyacinth mit geschlossenen Augen umklammert. — Waren sie in die Tiefe gestürzt und brausten die Wasser über sie hin? Einen Augenblick glaubte sie es — sie hielt die aus allen Banden des

Irdischen herausdrängende Leidenschaft für das Ende, für den Tod... Und sie segnete sterbend den Gott, der sie getödtet.

Da fühlte sie sich plötzlich allein... die Arme, von denen sie umklammert war, hatten sich gelöst — sie schlug die Augen auf.

Sie stand allein auf dem Felsen. — Von unten streckte ihr Graf Hyacinth die Hand entgegen, um sie zu stützen... Aus der Tiefe tauchten seltsame Gestalten auf, die sie alle wie durch einen Schleier sah, obwohl sie dieselben kannte. Wie kamen der Major und Karoline hierher?

Fast willenlos ließ sie sich vom Grafen Hyacinth über die gefährliche Stelle führen. — Und Hyacinth selbst? Er war so ganz anders, als eben, da er mit ihr in die Tiefe des brausenden Strudels gestürzt war — er sah sie so fremd an, er verneigte sich so förmlich — warum hielt er sie nicht mit seinen Armen umschlossen, mit denen er sie gerettet? Gehörte sie nicht ihm?

Verwirrt nahm sie auf dem großen Tuche Platz, das man auf den Boden gebreitet hatte. Warum setzte sich Graf Hyacinth nicht zu ihr und lehnte sein Haupt an ihre Wange?...

Man sprach sehr viel und war sehr lustig um sie her... Es waren bunte Schatten, die

da schmausten und lachten. Man gab auch ihr zu essen.

„Hühnerpastete!" schrie die Forsträthin durch den Lärm des Wassers.

Der Forstrath reichte ihr auch ein großes Glas Rothwein und der Doctor rief einen lateinischen Spruch.

Es kam ihr vor, als könne man das Alles unmöglich ihr gegeben haben, und sie blickte sich nach dem Andern um, für den es bestimmt sei.

Da sah sie in das Gesicht des Majors. Es war sehr traurig und seine Augen waren fest auf sie gerichtet — dieser starre, forschende Blick beunruhigte sie. Der einzige von den bunten Schatten, der ihr lästig war...

Endlich stand man auf und alle die nickenden, lachenden und plaudernden Wesen stiegen hinunter. — Der Major mit dem forschenden Blick machte eine Bewegung gegen sie — sie fürchtete ihn. Hülfesuchend sah sie sich um und klammerte sich an den Arm Hyacinth's, der neben sie trat.

Dann stiegen sie abwärts. Von Zeit zu Zeit blieb Hyacinth stehen und sagte ihr, daß das oder jenes schön sei. Sie lauschte dann still seinen Worten und sah ihm aufmerksam in's Gesicht.

So waren sie die Letzten von der Gesellschaft geworden. Aber Karoline, der das Abwärtssteigen leichter ward, als das Erklimmen des Falles, sah sich von Zeit zu Zeit nach ihrer Herrin um.

Ueber dem gemauerten Brückenbogen war die Gesellschaft stehen geblieben und blickte aufmerksam hinunter in den wohl achtzig Fuß tiefen Felsenschacht, durch den das Wasser in den See stürzte.

Als Constanze näher kam, machte man sie auf den Regenbogen aufmerksam, der sich tief unten über dem emporsteigenden Dampf des Wassers wölbte.

Sie sah mechanisch hinunter... Da schrak sie zusammen und deutete mit zitternder Hand auf den ungeheuren Felsblock, welcher über den Trichter hereinragte, und flüsterte: „Ein Todtenkopf...“

Aller Augen richteten sich auf das seltsame Felsstück. Die Täuschung war eine fast vollständige. — Wie von Künstlerhand ausgehauen blickten die leeren dunklen Augenhöhlen unter dem ungeheuren Schädel hervor. Ein Stück des Unterkiefers mangelte auf einer Seite und die Zähne der oberen Kinnlade ragten grinsend abwärts...

„Praesente medico...“ begann der Doctor und wollte unzweifelhaft sagen, daß in Gegenwart des Arztes auch ein Todtenkopf ein völlig unschädliches Ding sei. Aber die Forsträthin unterbrach ihn.

„Eine abscheuliche Vorstellung!“ rief sie mit einem verweisenden Blick gegen Constanze und ging nach dem Boot.

Die Anderen folgten. Constanze sah sehr bleich und eingefallen aus und Graf Hyacinth fühlte, daß ihr Arm in dem seinigen zitterte, wie von Frost geschüttelt.

Mit zartester Sorgfalt legte ihr der Graf das gelbe Kissen zurecht und half ihr in das Boot. Dann nahm er seinen Platz am Steuer wieder ein.

Der See war spiegelglatt geworden, kein Windhauch regte sich.

„Die Ora bleibt heute lange aus, Bartolo!“ sagte der Graf.

Bartolo warf einen Blick auf das Wasser gegen Süden, dann musterte er den Horizont, zuckte die Achseln und sagte resignirt:

„Altro! Wir haben „Pialag“ bis weit unter Malcesine — der See ist eben — die Ora fühlt das Wetter, das dort hinter dem Monte Brione

aufsteigt — es muß im Gebirge geregnet haben — allora l'ora si stufa —"

Die „Delicia del Garda" wurde losgebunden; Bartolo setzte sich am Vordertheil und Anselmo nahm stehend das zweite Ruder. Mächtig zogen die braunen, haarigen Arme Bartolo's, und nur manchmal wendete er das Gesicht nach den drohenden Wolken.

Den einen Fuß graziös vorgesetzt, den Oberkörper sanft neigend mit jedem Stoß des langen Ruders, lächelte Anselmo freundlich vor sich hin...

„Anselmo, sas-tu — wir müssen jedenfalls hinter der Madonnina sein, ehe das Wetter da ist, sonst haben wir gegen den Nordwind, den es bringt, einen schweren Stand..."

Anselmo nickte freundlich und legte seinen langen Körper mit Wucht, aber darum nicht weniger graziös in's Ruder, daß das Schiffchen über die spiegelglatte, unergründliche blaue Tiefe zischend dahinflog.

„Va bene, Bartolo. — Wir werden dort sein..."

15.

Die Launen einer Kranken.

Die Heimfahrt vom Ponal war ziemlich trübselig vor sich gegangen. Stumm und bleich saß Constanze, die Blicke nicht von der blauen Tiefe wendend, über welche das Schiff rastlos dahineilte. Selbst der Doctor hatte seinen Witz verlernt und suchte mit unsicherer Zunge den Assessor zu beruhigen, welcher in Folge der außergewöhnlichen Anstrengung von heftigen Brustbeklemmungen befallen worden war und einen Blutsturz befürchtete. Die Forsträthin, welche sich an einem Steine ihr neues Baregekleid zerrissen hatte, hielt keineswegs hintan mit dem Ausdruck ihrer Unzufriedenheit, daß sie sich habe zu einer Partie verleiten lassen, welche sich höchstens für verrückte Engländer oder für Studen-

ten in den Ferien eigne. Der einzige Zufriedene von der Gesellschaft war der Forstrath, welcher sich mit dem Doctor fast ganz allein in die zahlreichen Flaschen Rothweins, die man mitgenommen, getheilt hatte. Er hatte alles Gefühl für die Stimmung der Anderen, selbst für die zornfunkelnden Blicke seiner Gattin verloren, und sang mit heiserer Stimme und entsetzlich falsch die alten Lieder, welche er vor langen Jahren auf der Forstakademie im Kreise seiner jungen Mitstrebenden gesungen.

Auch mit dem Text war er nicht immer ganz im Reinen, aber wenn „Vom hohen Olymp herab" nicht weiter wollte, so intonirte er „Einer Farbe, einem Glauben", und wenn ihn auch da sein Gedächtniß im Stich ließ, so interpellirte er laut schreiend den Doctor:

„Ein Donnerwetter soll Euch in die durstige Kehle fahren, wenn Ihr nicht mitsingt — hört Ihr? Beigesteckt sollt Ihr werden und zehn Strafseidel trinken, wenn Ihr einen Philister, der's mit jedem von Euch aufnimmt, so in der Tinte laßt — Feierlich schalle der Jubelgesang schwärmender Brüder beim Becherklang —"

„Mein Wort — hick! bester Assessor! Ne, ganz merkwürdig günstige Reaction — hick! Ohne

Sorge — Ein so langwieriger Zustand — hick! hebt sich nicht ohne heftige Revu — Revoluz — hick! — ion des — hick! — ganzen Körpers — hick! Vortreffliche Symptome — hick!"

„Aber ich kann nicht mehr athmen, lieber Doctor! Wenn das so fortgeht, ersticke ich, ehe wir nach Hause kommen!" flüsterte der Assessor, unfähig, ein lautes Wort zu sprechen.

„Einbildung! Subjective Empfindung, hick! Objective Diagnose — hick! sehr günstig! Heilsame Krisis — hick! — sehr heilsam!

„Ueberall bin ich zu Hause,
Ueberall bin ich bekannt,
Küss' ich bald die griech'sche Nase,
Bald das römische Profil —
Liebe hier und liebe da,
Ubi bene — Au!"

Die Frau Forsträthin hatte die kleine Zehe ihres Gemahls, an der er das große Hühnerauge hatte, so kräftig unter ihren Absatz genommen, daß er mit einem wüthenden Schmerzensschrei aus seinen studentischen Reminiscenzen auffuhr.

„Mein Herr!" fuhr der Forstrath auf — erinnerte sich aber doch zur rechten Zeit, daß seine Frau nicht satisfactionsfähig sei, und trommelte mit der Stiefelsohle auf dem Boden des Schif-

fes. „Hui! das war Satans Klaue — oder die seiner Großmutter!“ Dann warf er seiner Ehehälfte einen wüthenden Blick zu und brüllte ärger als je zuvor:

„Wer am meisten trinken kann, sei König,
Bischof, wer die meisten Mädchen küßt.“

Fast wohlthätig unterschied sich das ruhige Mitleid, mit dem der Major Constanzen betrachtete, von der Unruhe Hyacinth's...

Mit verzehrendem Feuer lagen seine Augen auf der in sich selbst zusammengesunkenen Gestalt der Geliebten...

Sie sah nicht auf — sie erschien um Jahre gealtert, hinfällig und bleich...

Das änderte sich auch nicht, als die Gesellschaft in den Wagen gestiegen war. Constanze hatte den Arm Karolinens ergriffen und sich von ihr in den Wagen helfen lassen. Karoline nahm an ihrer Seite Platz. In den Wagen stiegen noch der Forstrath und seine Frau. Letztere betrachtete sich Constanze und Karoline, als ob sie dieselben auf Herz und Nieren prüfen wollte, in wieweit sie dem Bischofsgelüste ihres Gatten entgegenkommen dürfte — ein wohlthätiger Schlummer, der seine mohnträufelnden Schwingen herab-

senkte auf dessen bemoostes Haupt, gab ihr die wünschenswerthe Seelenruhe wieder. —

Constanze hatte auch im Wagen den Arm Karolinens nicht losgelassen — und diese blickte verächtlich, spöttisch zu ihr nieder, als wollte sie sagen:

„Jetzt siehst Du es wieder, daß Du mich nicht entbehren kannst, trotz Deines Hochmuthes, Du krankes, hülfloses Geschöpf.“ —

An der gemeinsamen Tafel erschienen heute nur die Forsträthin, der Major und Hyacinth. Der Doctor war mit dem Assessor beschäftigt, dessen Zustand in Folge eines eingetretenen Blutsturzes eine sehr ernste Wendung genommen hatte. Der Forstrath schlief noch immer den Schlaf der Gerechten und schnarchte nach der Melodie: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!“

Fräulein Werning war unpäßlich — sie habe sich erkältet und leide wieder an heftigem Brustkrampf, lautete das Bulletin, das Karoline ausgab. Das Fräulein folge ja nie ihren Rathschlägen, und sie, Karoline, habe schließlich doch mehr Lebenserfahrung, als solche verwöhnte, unpraktische Menschen...

Der Major und Graf Hyacinth begrüßten

sich kühl, als sie zusammentrafen. Sie sprachen erst mit einander, als die Tafel zur Hälfte vorüber war. Es war der Major, welcher das Gespräch begann. Er schien heute ausnahmsweise erregt und seine Blicke ruhten manchmal mit tiefem Ernst auf seinem Verwandten. Er sagte:

„Erlauben Sie mir, daß ich nochmal die Angelegenheit berühre, mit welcher ich Ihnen schon brieflich nahe getreten bin — die Erhaltung der Schloßruine... Sie sagten mir, wenn ich nicht irre, bei unserem ersten Zusammentreffen, daß Sie Ihre Anschauungen in Betreff dieser Sache geändert und nun nichts mehr gegen die Renovirung dieses unseres gemeinsamen Familiendenkmals einzuwenden hätten. So sehr mich das freut, so kann ich dennoch mein Staunen über diese plötzliche Sinnesänderung nicht verschweigen. Sie machten einst Ihre Einwilligung von einer Umgestaltung der politischen Verhältnisse abhängig, welche vorerst schwerlich eintreten dürfte... Verzeihen Sie es meinem Interesse an der Sache, wenn ich Sie frage, welchen Motiven ich Ihr unerwartetes Eingehen auf meine Wünsche zuzuschreiben habe. Sie wissen, wir Deutsche sind immer etwas pedantische Naturen..."

Der Major hatte das Alles sehr höflich, sehr kühl, aber auch in einem Tone vorgebracht, dem man anhörte, daß er die bezügliche Aufklärung verlangte.

Hyacinth fühlte das auch sehr gut, und die zuckende Ungeduld, die in seinem ganzen Wesen lag, wich einer höhnischen, herausfordernden Ruhe:

„Ich kann Ihnen leider nicht ganz widersprechen. Ihre Fragen erscheinen auch mir etwas pedantisch. Warum suchen Sie die Beantwortung nicht einfach in dem von Ihnen selbst berührten Unterschiede der Nationalitäten, denen wir angehören? — Unsere Impulse sind nicht immer so disciplinirt, wie die unserer nordischen Nachbarn... Sind Sie mit diesem Zugeständniß unserer geistigen Untergeordnetheit und unseres Wankelmuthes zufrieden?" — —

„Nein!"

Der Major hatte das sehr trocken und entschieden gesagt.

Nach einer Weile begann der Major wieder:

„Ich will meine Frage deutlicher fassen. Als ich Ihnen einst wegen Erhaltung der Ruine schrieb, schlugen Sie meine Bitte aus dem Grunde und für so lange ab, als der einstige Wohnsitz unserer gemeinschaftlichen Erzeuger nicht auf ita=

lienischem Boden stehe. — Vor wenigen Tagen, als wir uns kennen lernten, erklärten Sie sich zu der Restauration bereit. So sehr mich die Erfüllung eines Lieblingswunsches freute, eben so sehr mußte sie mich nach Ihrer einst so bestimmt abgegebenen Erklärung überraschen. Unser kurzer Umgang hat mich belehrt, daß Ihre politischen Anschauungen noch ganz dieselben sind, wie damals, da ich die Ehre hatte, Ihr Schreiben zu empfangen. Es ist mir also die Frage sehr nahe gelegt, ob Sie Ihre damals für eine Erfüllung meines Wunsches angeführten unerläßlichen Bedingungen gegenwärtig der Erfüllung näher halten."

Das Auge des Majors ruhte fest und beobachtend auf dem Gesichte seines Vetters. Dieser war dadurch offenbar beengt und geärgert. Gezwungen lachend antwortete er:

„Ich habe bereits angedeutet, daß „wir Anderen" nicht peinlich bis in's Detail geordnete Naturen sind. — Wir nehmen das uns Angenehme hin, ohne dem, der es uns bietet, die Inconsequenzen vorzurechnen, die er dadurch begeht."

„Also haben Sie Ihre politischen Hoffnungen in Bezug auf dieses Land aufgegeben, wenigstens für die nächste Zeit..."

Graf Hyacinth stand auf und sagte mit abweisender Kälte:

„Mein Herr, Ihre Fragen gleichen zu sehr einem Verhör, als daß ich Ihnen noch fürder antworten könnte..."

„Das thut mir in der That leid!" sagte der Major achselzuckend. „Sie bestätigen mir dadurch nur, was ich nicht glauben wollte, daß vom politischen Phantasten zum Aufwiegler und Spion nicht weit ist. Meine Instructionen, die ich vor wenigen Stunden als Bezirkscommandant empfangen habe, stimmen mit meinen persönlichen Wahrnehmungen auffallend überein. — Jetzt will ich Ihnen den Grund Ihrer Willfährigkeit nennen. — Sie glauben, daß es bloß einer kriegerischen Verwicklung und einer Handvoll kecker und gewissenloser Abenteurer bedarf, um dieses Land von seinem angestammten Herrscher loszureißen..."

Graf Hyacinth war bleich geworden und seine Lippen zuckten.

„Auf Beleidigungen werde ich Ihnen mit Worten nicht antworten."

Da wuchs die schlanke Gestalt des Majors mächtig in die Höhe und energisch rief er:

„Sie sollen dem Richter antworten!"

Hyacinth zuckte verächtlich die Achseln:

„Gestatten Sie mir, daß ich auch thörichte Beschuldigungen unerwidert lasse. Thun Sie, was Sie wollen, mein Herr!"

„Ich werde meine Pflicht thun!" sagte der Major kalt und ging.

„Nur klare Stellungen!" murmelte der Offizier mit einem Seufzer, als er das Speisezimmer verließ. „Auch zwischen mir und ihr soll es bald klar werden!"

Major Graf Bogen ließ sich bei Constanze melden. Nach wenigen Secunden erschien Karoline an der Thür und forderte ihn auf, einzutreten.

Constanze saß halb liegend auf dem Sopha und streckte dem Major mit traurigem Lächeln die Hand entgegen...

„Es ist hübsch, daß Sie kommen, Major!" sagte sie, nachdem Karoline sich entfernt hatte. „Sie wollen es mir nicht entgelten lassen, daß ich so undankbar gegen Sie war."

Der Major hatte diesen Empfang nicht erwartet.

Er war gekommen, um Abschied zu nehmen, und ließ nun die schmale zarte Hand nicht los, die sich in die seinige gelegt hatte, und

konnte das Auge nicht mehr von dem schönen, leidenden Antlitz wenden, das er nicht mehr sehen wollte.

Das verlegene Lächeln und das Erröthen, mit dem er anwortete, stand rührend zu seinem männlichen Gesicht.

„Undankbar?" stotterte er. „Sie waren mir keinen Dank schuldig. Es ist ganz natürlich, daß die Stellung freundschaftlichen Vertrauens, die ich zu Ihnen einnahm, unhaltbar wird von dem Augenblicke an, da ein höheres Interesse Ihre ganze Seele fordert... das versteht sich von selbst..."

Der Major stockte. Dem ruhigen, gereiften Mann versagte die Stimme.

Constanze hatte ihre Hand aus der seinigen gleiten lassen und ihr gesenktes Haupt erröthete leicht.

„Seien Sie edelmüthig, Major," sagte sie dumpf, „ich habe schon unsäglich gelitten ob meiner Verirrung."

„Wegen Ihrer Verirrung?" rief der Major. — „Das sagte ich nicht..."

Constanze schüttelte wehmüthig den Kopf:

„Sie nicht — dazu sind Sie zu gut gegen mich — ich selber sagte mir's von dem Augen-

blick an, da das Gefühl meines Elends die Betäubung zerstreute, in der ich gefangen lag. Ein einziger Augenblick, ein glühender Stich im Herzen hat genügt, um mich der Vernunft und dem Gefühl meines Elends wiederzugeben, dem ich nie hätte entfliehen sollen — und damit auch Ihrer Freundschaft. Lassen Sie eine arme Kranke den kurzen Fiebertraum nicht entgelten, in dem sie einen Augenblick befangen war. Sprechen Sie wieder mit mir so treu und ruhig und verständig wie einst, es dünkt mich fast wie vor langer, langer Zeit, und helfen Sie mir vergessen..."

„Vergessen? Aber warum vergessen — Sie leben in einer grausamen Täuschung. — Ich weiß nicht, wie ich mich fassen soll, ich bin im Zweifel, was ein Mann werth ist, der im Finstern schleichend den Frieden eines Landes untergräbt — aber Eins ist gewiß, Sie haben diese Resignation nicht nöthig — er liebt Sie! Wer..."

Der Major unterbrach sich.

Constanze sah fast mit Bewunderung zu ihrem Freund empor, der ihr so beredt von der Liebe eines Andern sprach, um sie nicht leiden zu sehen.

„Und das sagen Sie! O, Sie sind gut! Besser als ich's verdiene. Ich will auch ganz aufrichtig gegen Sie sein, aufrichtiger, als ich in manchem Augenblicke gegen mich selbst bin. Ich könnte Ihnen sagen, wie ich es einen Augenblick glaubte, daß ich nicht das Recht habe, einen ganzen, vollen Menschen einzutauschen gegen meine gebrechliche Existenz, den Flug einer kühnen großen Seele herabzuziehen zu körperlichem Elend, zur Verkehrtheit von Geist und Herzen. — Ich könnte das sagen, aber es wäre nicht wahr. Mein Egoismus hätte das überwunden, einen Augenblick spürte ich selbst etwas, wie eine grausame Lust, ein anderes Wesen zu mir herunterzuzerren aus dem Sonnenschein der That und des Lebens in die trostlose Tiefe meines halben Daseins. Aber das, was die häßliche Selbstsucht in mir nicht überwindet, das ist der Egoismus der Schwäche, das ist sie selbst. Sehen Sie mich nicht so ungläubig an, Major, es ist nicht Edelmuth, was mich zwingt, das Herz von mir zu stoßen, das mich einen Augenblick emporgehoben über alle Qual, — was mich so stark macht, ist die Feigheit, die Schwäche. Ich habe nicht den Muth, aus dem trüben Dämmerdasein des Lebens, das ich führe, heraus=

zutreten, ich habe Furcht vor denen, die ich liebe — ich erschrecke vor der Aufregung des Glücks. Ich zähle ängstlich die Schläge, mit denen das Blut zum Herzen strömt — eines einzigen Augenblicks der Selbstvergessenheit war ich noch fähig — ich habe ihn gelebt — er ist vorbei — wie das Auflodern der welken Kraft, die ihn erzeugt, vorbei ist..."

Die Stimme Constanzens hatte immer matter und erregter geklungen, ihre Wangen flammten fieberhaft und ihre Hand, mit der sie nach dem Schlag des Herzens fühlte, zitterte.

„Und er?"

„Er?" wiederholte Constanze dumpf die leise Frage des Majors, — „er? Ich habe nicht an ihn gedacht — nur an mich! Das ist ja wohl auch nicht, was man Liebe nennt — ich bin wohl nicht fähig dazu, weil ich nur an mich denke. — Wenn ich in seiner Nähe bin, regt er meine Seele bis in ihre tiefste Tiefe auf — als ob sie die Hülle sprengen möchte, in die sie noch geschlossen — wer weiß wie lang. Aber über seine Nähe hinaus hat sein Bild, sein Wort keine Macht. Das ist doch wohl nicht Liebe. Auch er wird mich vergessen... verwünschen vielleicht — gleichviel — ich kann nicht anders!"

Sie legte die Hände vor's Gesicht und leises Schluchzen erschütterte ihren Körper. — Der Major stand auf.

Constanze entfernte die Hände von den thränenleeren Augen und sah ihn ängstlich an.

„Aber Sie kommen wieder! Sie verachten mich nicht!"

Der Major küßte stumm eine der bleichen Hände.

Auf dem Corridor traf er Hyacinth, der mit allen Zeichen äußerster Aufregung auf und abging. Als er seinen Vetter erblickte, blieb Hyacinth vor ihm stehen und sagte drohend:

„Sie kommen von Fräulein Werning, mein Herr!"

„In der That..."

„Ihre Verläumdungen sind die Ursache, daß mich die Dame nicht empfängt... Sie schweigen?"

„Ich betrachte unsere Unterredung als beendigt."

„Ich werde Sie züchtigen — hier auf der Stelle..." rief Graf Hyacinth außer sich und streckte die Hand aus...

„Wahnsinniger Knabe...!"

Hyacinth berührte den Major nicht. Langsam sank seine Hand herab und Herr von Bogen setzte seinen Weg fort.

Graf Hyacinth taumelte die Treppe hinab und durch die Straßen von Arco. Als er die letzten Häuser hinter sich hatte, lehnte er sich an eine Gartenmauer und seine Hünengestalt bebte unter den Stößen des Schluchzens — dann erhob er das verstörte Antlitz und lachte so laut und grell, daß die letzten Vögel, welche der Jagdlust des welschen Volks noch nicht zum Opfer gefallen waren, entsetzt aus den blühenden Reben flatterten, die über die Mauer hingen.

Dann schlug er mit raschen Schritten den Weg nach Torbole ein...

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Farbendruck. gr. 8. Eleg. broch. $2^2/_3$ Thlr., eleg. geb. $3^1/_3$ Thlr.

Torell, A. und **Nordenskjöld, A. E.**, Die Schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland in den Jahren 1861, 1864 und 1868. Aus dem Schwedischen von L. Passarge. Nebst 8 großen Ansichten in Tondruck, 28 Illustrationen in Holzschnitt und einer Karte von Spitzbergen in Farbendruck. (Bibliothek geogr. Reisen **V. Bd.**) gr. 8. Eleg. broch. 2 Thlr., eleg. geb. $2^2/_3$ Thlr.

Browne, J. Roß, Reisen und Abenteuer im Apachenlande Arizona und Sonora. Aus dem Englischen in deutscher Bearbeitung von Dr. H. Hertz. Mit 155 Illustrationen in Holzschnitt. (Bibliothek geographischer Reisen **VI. Bd.**) gr. 8. Eleg. broch. 2 Thlr., eleg. geb. $2^2/_3$ Thlr.

Livingstone, David und Charles, Neue Missionsreisen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei Bände. gr. 8. broch. $5^3/_4$ Thlr., eleg. geb. 7 Thlr. $2^1/_2$ Sgr.

Dixon, W. Hepworth, Neu-Amerika. Rechtmäßige, vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der siebenten Original-Auflage aus dem Englischen von Richard Oberländer. Mit Illustrationen nach Original-Photographien. gr. 8. Eleg. broch. $2^2/_3$ Thlr., eleg. geb. $3^1/_3$ Thlr.

Dixon, W. Hepworth, Das heilige Land. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der vierten Auflage aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Mit 14 Illustrationen nach Originalzeichnungen und Photographien. gr. 8. broch. 2 Thlr. 20 Sgr.

Martins, Charles, Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe für Deutschland. Mit Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. 2 Bde. gr. 8. broch. 3⅔ Thlr., eleg. geb. 5 Thlr.

Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann von, Reisen in Indien und Hoch-Asien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit Clima und Bodengestaltung. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854 bis 1858 im Auftrage der Ostindischen Regierung. **Erster Band: Indien.** Mit 2 Karten, 7 Landschaften und 2 Gruppenbildern von Eingeborenen in Tondruck. Lex.-8. Eleg. broch. Preis 4 Thlr. 24 Sgr. **Zweiter Band: Hoch-Asien.** (I. Der Himaláya von Bhután bis Kashmir.) Mit 7 landschaftlichen Ansichten in Tondruck und 3 Tafeln topographischer Gebirgsprofile. Lex.-8. Eleg. broch. 5 Thlr. 10 Sgr. **Dritter Band: Hoch-Asien II.** Mit 5 Illustrationen in Tondruck und 3 Tafeln topograph. Gebirgsprofile. Lex.-8. Eleg. broch. 4 Thlr. 10 Sgr.

Schlägel, Max von

Vom Fels zum Meer Erzählungen von Max von Schlägel

Bd.: 1

Jena 1874